

Die drei ??? und der Karpatenhund

Alfred Hitchcock

Die drei ??? und der Karpatenhund

Erzählt von M. V. Carey
nach einer Idee von Robert Arthur

Franckh'sche
Verlagshandlung
Stuttgart



Aus dem Amerikanischen übertragen von Leonore Puschert

Titel der Originalausgabe: »The Three Investigators in The Mystery of the Invisible Dog«

(Random House, Inc., New York/1975, ISBN 0-394-83105-5)

© 1975, Random House, Inc., New York. This translation published by arrangement with Random House, Inc.

Schutzumschlag von Aiga Rasch

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Carey, M. V.:

Die drei ??? [Fragezeichen] und der Karpatenhund /

erzählt von M. V. Carey nach e. Idee von Robert

Arthur. Alfred Hitchcock. [Aus d. Amerikan. übertr.
von Leonore Puschert]. – 8. Aufl. – Stuttgart:

Franckh, 1986.

Einheitssach.: The three investigators in the
mystery of the invisible dog <dt.>

ISBN 3-440-04703-2

NE: Hitchcock, Alfred [Angeb. Verf.]

8. Auflage

Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart / 1986

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 1978, 1979 Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart

ISBN 3-440-04703-2 / L 18mü H vk

Printed in Czechoslovakia / Imprime en Tchecoslovaquie

Satz: Fotosatz Schönthaler, Ludwigsburg

Gesamtherstellung durch Artia, Prag

Die drei ??? und der Karpatenhund

- Ein Wort von Alfred Hitchcock 6
Es spukt bei Mr. Prentice 7
Nächtliche Suche 14
Die Paste mit der Zauberkraft 19
Der Hundedämon 23
Verräterische Flecken 30
Das Mysterium des Mandala 35
Licht in der Kirche 44
Der verschwundene Heilige 51
Der Einbrecher am Telefon! 57
Diagnose: Vergiftung 62
Nachtwache 67
Es knallt! 73
Es brennt! 78
Über Schlafwandler 82
Die Opfer 91
Der Karpatenhund 97
Der ›Mondsüchtige‹ in Aktion 104
Lösegeld-Blüten 107
Ein perfektes Alibi 111
Besuch bei Alfred Hitchcock 115

Ein Wort von Alfred Hitchcock

Willkommen, Freunde des Mysteriösen!

Wieder einmal stelle ich mit Vergnügen das Trio jugendlicher Detektive, die sich »die drei ???« nennen, hier vor. Ihre Spezialität sind Fälle, die den Rahmen des Üblichen sprengen, verworrene Geschehnisse, Rätsel jeder Art . . . Und rahmensprengend, verworren und rätselvoll ist ihr neues Abenteuer ohne Zweifel! Sie begegnen darin einem Mann, der sich vom Spuk bedroht fühlt, ferner dem vermeintlichen Geist eines Geistlichen, einem vorgeblichen Mystiker mit der scheinbaren Gabe, durch Wände zu gehen, und schließlich dem Abbild eines Hundedämons – einem Abbild aus massiver Materie, das sich indessen als gänzlich unsichtbar erweist.

Für diejenigen Leser, die mit den drei ??? zum ersten Mal Bekanntschaft schließen, sei wie üblich kurz vermerkt: Justus Jonas, der Erste Detektiv, ist ein stämmiger Bursche mit Scharfsinn und unersättlicher Wißbegierde. Peter Shaw ist flink und als Sportler topfit, und Bob Andrews, der Bücherwurm, führt und verwaltet für die drei ??? die Akten und verfügt über ein ausgesprochenes Talent für schwierige Recherchen. Alle drei wohnen in dem Küstenstädtchen Rocky Beach in Kalifornien, nicht weit von Los Angeles.

Das genüge vorerst als Einführung. Ich wünsche viel Spaß am Lesen – für Spannung ist gesorgt!

Alfred Hitchcock

Es spukt bei Mr. Prentice

Es herrschte Zwielicht – das jäh hereinbrechende Zwielicht Ende Dezember, das frösteln macht –, als Justus Jonas, Peter Shaw und Bob Andrews erstmals zu der Straße namens Paseo Place kamen. Sie gingen an einem Park entlang, wo trotz der Kälte noch ein paar späte Rosen blühten. Nach dem Park kam ein stuckverziertes Haus mit einem Schild, woraus hervor ging, daß dies das Pfarramt der Kirchengemeinde St. Jude war. Weiter vorn drang hinter den Buntglasfenstern einer kleinen Kirche Lichtschein und volltönender, dröhnender Orgelklang hervor. Die Jungen konnten hören, wie hohe Kinderstimmen ein altes Kirchenlied sangen. Sie gingen an der Kirche vorüber und kamen zu einem großen Appartementhaus. Zu ebener Erde war eine Reihe Garagen. Darüber lagen zwei Wohngeschosse. Jedes einzelne Fenster hatte sorgsam zugezogene Vorhänge, als wollten sich die Mieter gegen die Umwelt abschirmen.

»Hier ist es«, sagte Justus Jonas. »Paseo Place, Hausnummer 402, und jetzt ist es genau halb sechs. Wir sind pünktlich zur Stelle.«

Rechts von den Garagen führten etliche breite, mit Steinplatten belegte Stufen zu einem Eingangstor hinauf. Ein Mann in kamelhaarfarbener Jacke kam gerade herunter. Er schritt an den Jungen vorbei, ohne sie anzusehen.

Justus betrat die Stufen, Peter und Bob folgten dicht hinter ihm. Plötzlich machte Peter einen Satz und schrie erschrocken auf.

Justus blieb stehen. Aus dem Augenwinkel sah er ein kleines dunkles Geschöpf die Treppe hinunterflitzen.

»War doch nur 'ne Katze«, sagte Bob.

»Und ich wäre fast draufgetreten.« Peter erschauerte und zog seine dunkle Skijacke vorn fester zusammen. »Eine schwarze Katze!«

Bob lachte. »Na, komm schon! Du bist doch nicht abergläubisch?«

Justus griff nach dem Riegel am Tor. Dahinter, inmitten eines

fliesenbelegten Hofs, lag ein großes Schwimmbecken, von Sesseln und Tischen umgeben. Als Justus das Tor öffnete, leuchteten im Becken und im Gesträuch, das den Hofraum einrahmte, starke Scheinwerfer auf.

»Hausieren verboten!« sagte eine näselnde, heisere Stimme ganz nah an Justs Ohr.

Eine Tür gleich neben dem Eingangstor war aufgegangen, und auf der Schwelle stand eine beliebte rothaarige Frau, welche die Jungen aus zusammengekniffenen Augen hinter randlosen Brillengläsern ansah.

»Egal, ob ihr Zeitschriftenwerber seid oder Süßwaren verhökert oder für verwaiste Kanarienvögel sammelt«, sagte die Frau. »Ich verbitte mir jede Belästigung meiner Mieter!«

»Mrs. Boggle!«

Die Frau sah auf, an den Jungen vorbei. Ein hagerer Mann mit silberweißem Haar war eine Treppe, die von einem Balkon zum Hof führte, heruntergekommen. »Ich glaube, das sind die jungen Herren, deren Besuch ich erwarte«, sagte der Mann. »Ich bin Justus Jonas.« Der Erste Detektiv stellte sich vor, in der knappen, formellen, für ihn charakteristischen Art. Dann trat er zur Seite und wandte den Kopf zu seinen Freunden. »Peter Shaw und Bob Andrews. Und Sie sind vermutlich Mr. Fenton Prentice.«

»Richtig«, sagte der ältere Herr. Er warf der Frau im Türrahmen einen Blick zu. »Wir brauchen Sie nicht mehr, Mrs. Boggle«, fügte er hinzu.

»Schon gut!« rief die Frau. Sie zog sich zurück und knallte die Tür hinter sich zu.

»Naseweise alte Schachtel«, sagte Fenton Prentice. »Macht euch nichts daraus. Die meisten anderen Leute, die hier im Haus wohnen, sind ganz vernünftige, friedliche Bürger. Bitte kommt mit.« Die Jungen gingen hinter Mr. Prentice die Treppe zum Balkon hinauf. Nur wenige Schritte vom oberen Treppenabsatz entfernt war eine Tür, die Fenton Prentice aufschloß. Er führte die Jungen in ein Zimmer mit Holzbalkendecke und einem sehr alt und kostbar wirkenden Kronleuchter. Auf einem Tisch stand ein künstliches Tannenbäumchen, mit ausgesucht schönem Weihnachtsschmuck behängt.

»Bitte setzt euch.« Mr. Prentice wies zerstreut auf ein paar Stühle und schloß dann seine Wohnungstür ab.

»Das ist nett von euch, daß ihr so schnell hergekommen seid«, sagte er. »Ich hatte schon Bedenken, ihr könntet vielleicht etwas anderes vorhaben, jetzt in der Woche vor Weihnachten.« »Zufällig ist uns gerade ein wenig freie Zeit beschieden«, sagte Justus liebenswürdig. »Nächste Woche, ehe dann die Schule wieder beginnt, haben wir einige Verpflichtungen.«

Peter mußte mühsam das Lachen unterdrücken. Die drei Jungen hatten für den Rest der Ferien keinerlei Pläne außer dem Vorsatz, Justs Tante Mathilda strikt zu meiden. Die steckte nämlich voller Pläne – und immer wieder wollte sie den Jungen Arbeit zuschanzen!

»Also«, fuhr Justus selbstbewußt fort, »wenn Sie uns nun freundlicherweise berichten wollten, warum Sie um unsere Dienste nachsuchten, werden wir entscheiden, ob wir Ihnen behilflich sein können oder nicht.«

»Was heißt hier >oder nicht?« rief Mr. Prentice. »Ihr *müßt* mir einfach helfen. Es muß unverzüglich etwas unternommen werden!« Seine Stimme überschlug sich zu heiserem Fisteln. »Ich mache das nicht länger mit, was hier alles passiert!« Er hielt kurz inne, um sich wieder zu fassen, und fuhr dann fort: »Ist das hier wirklich eure Karte?« Er holte eine Geschäftskarte aus der Tasche und zeigte sie den Jungen.

Die drei Detektive ???

Wir übernehmen jeden Fall

Erster Detektiv:	Justus Jonas
Zweiter Detektiv:	Peter Shaw
Recherchen und Archiv:	Bob Andrews

Justus warf einen Blick auf die Karte und nickte zur Bestätigung. »Der Freund, von dem ich diese Karte habe«, sagte Mr. Prentice, »meinte, ihr Jungen hättest als Detektive besonderes Interesse für . . . na ja, für einigermaßen ungewöhnliche Vorfälle.«

»Das stimmt«, sagte Justus. »Die Fragezeichen auf unserer

Karte, die das Unbekannte symbolisieren, sind ein Hinweis auf eben dieses Interesse. In der Vergangenheit hatten wir mehrfach Erfolg bei der Aufklärung reichlich verworrener Fälle. Aber ob wir Ihnen tatsächlich helfen können, läßt sich erst beurteilen, wenn Sie uns berichten, was Sie beunruhigt. Wir werden selbstverständlich alles versuchen. Ja, wir haben in Ihrem Fall sogar schon Vorarbeit geleistet. Als wir heute früh Ihren Brief bekamen, zogen wir erst einmal Erkundigungen über Sie ein.«

»Was?« fuhr Prentice auf. »Eine Unverschämtheit ist das!« »Meinen Sie nicht, daß wir etwas über Sie selbst wissen müßten, falls Sie unser Auftraggeber werden sollten?« fragte Justus völlig logisch.

»Ich schätze meine Privatsphäre über alles«, sagte Prentice. »Ich wünsche nicht, daß sich jemand in meine persönlichen Angelegenheiten einmischt.«

»Ganz und gar privat kann keiner leben«, sagte Justus Jonas. »Und Bob ist ein erstklassiger Rechercheur. Bob, bitte berichte Mr. Prentice, was du ermittelt hast.«

Bob grinste. Er bewunderte Justs Talent, in nahezu jeder Lage die Oberhand zu gewinnen. Er zog ein kleines Notizbuch aus der Tasche und öffnete es. »Sie wurden in Los Angeles geboren, Mr. Prentice«, sagte er. »Sie sind jetzt Anfang siebzig. Ihr Vater, Giles Prentice, hat es als Immobilienmakler zu Wohlstand gebracht. Sie erbten sein großes Vermögen. Sie sind nicht verheiratet. Sie reisen viel, und Sie machen Museen und einzelnen Künstlern großzügige Zuwendungen. Die Zeitungen bezeichnen Sie als Kunstmäzen.«

»Mit der Presse gebe ich mich möglichst wenig ab«, sagte Mr. Prentice.

»Aber die sich dafür mit Ihnen«, stellte Justus fest. »Es sieht so aus, als seien Sie wirklich sehr kunstsinnig«, fügte er hinzu, während er sich im Raum umblickte.

Das Wohnzimmer war tatsächlich der üppig ausgestattete Ausstellungsraum eines Kunstsammlers. Gemälde hingen an den Wänden, Porzellanfiguren zierten niedrige Tische, und überall standen Lampen, die einem maurischen Palast hätten entstammen können.

»Sei's drum«, sagte Prentice. »Es ist ja nichts dagegen einzuwenden, wenn jemand Interesse an schönen Dingen hat. Aber das hat mit dem, was hier vorgeht, nichts zu tun.«

»Und was geht hier vor?« fragte Justus.

Prentice blickte sich über die Schulter um, als fürchte er, im Nebenzimmer könne jemand lauschen. Beim Sprechen senkte er die Stimme fast zu einem Flüstern. »Bei mir spukt es«, sagte er. Die drei ??? starrten ihn an.

»Ihr glaubt mir nicht«, sagte Prentice. »Ich hatte das schon befürchtet. Es ist aber tatsächlich so. Irgend jemand verschafft sich hier Zutritt, wenn ich weg bin. Ich komme wieder und finde meine Sachen nicht mehr so vor, wie ich sie zurückließ. Einmal war die Schreibtischschublade halb aufgezogen. Jemand hatte in meinen Briefen gelesen.«

»Das hier ist ein großes Appartementhaus«, stellte Justus fest.

»Gibt es einen Hausverwalter? Und könnte dieser Verwalter einen Zentralschlüssel haben?«

Prentice schnaubte verächtlich. »Die Boggle, dieses widerliche Weib, ist die Verwalterin, aber zu dieser Wohnung hat sie keinen Schlüssel. Ich ließ mir ein Spezialschloß einbauen. Und wenn ihr nun nach einer Aufwartefrau fragt – ich habe keine. Und macht mir auch nicht weis, daß jemand durch ein Fenster einsteigen kann. Ich habe kein einziges Fenster zum Balkon hinaus. Die Fenster hier im Raum sind auf der Straßenseite, sechs Meter hoch über dem Bürgersteig. Schlafzimmer und Arbeitszimmer liegen zur Kirche hin, und die Fenster sind auch dort hoch über dem Erdboden. Niemand könnte ohne eine lange Leiter durch die Fenster eindringen, und das würde mit Sicherheit auffallen.«

»Dann muß es einen Zweitschlüssel geben«, sagte Peter. »Irgendwer benutzt ihn, wenn Sie nicht da sind, und –«

Fenton Prentice Bob die Hand. »Nein. Also es kommt jemand her, wenn ich weg bin, aber das ist noch nicht das Schlimmste.« Wieder sah er sich um, wie in Angst, er sei mit den Jungen nicht allein. »Er kommt auch, wenn ich da bin. Ich . . . ich hab' ihn zweimal gesehen.«

»Und wie sieht er aus?« fragte Justus.

Mr. Prentice rieb sich verwirrt die Hände. »So würde ein

Detektiv von der Polizei auch fragen«, sagte er. »Aber meine Antwort würde er mir nicht abnehmen. Deshalb habe ich auch nicht die Polizei, sondern euch beauftragt. Meistens sehe ich nur ein Aufleuchten, und das immer in meinem Arbeitszimmer – Ich sitze am Schreibtisch, und plötzlich bemerke ich im Raum einen Lichtblitz.«

»Kann ich mir das Arbeitszimmer mal ansehen?« fragte Justus. »Gewiß.« Prentice trat vom Wohnzimmer in eine kleine quadratische Diele. Justus folgte ihm über diese Diele in einen großen, schwach erhellten Raum mit Bücherregalen, mächtigen Ledersesseln und einem großen antiken Schreibtisch. Die Fenster lagen hier an der Seitenfront des Gebäudes. Bei zurückgezogenen Vorhängen konnte Justus die Kirche nebenan sehen. Die Orgel dröhnte jetzt nicht mehr, und auf der Straße hörte man Kinderstimmen; offenbar war die Singstunde des Chors zu Ende. »Aus diesem Raum gibt es keinen Ausgang«, sagte Prentice, »außer der Tür zur Diele. Und kommt mir nicht mit einem Geheimgang. Ich wohne schon viele Jahre in dieser Wohnung, und ich weiß, daß es keine Geheimgänge gibt.«

»Wann haben Sie diese Lichtblitze zum ersten Mal bemerkt?« erkundigte sich Justus.

»Vor einigen Monaten«, erwiderte Prentice. »Ich . . . ich wollte es zuerst gar nicht glauben. Ich dachte schon, ich hätte vor Übermüdung Halluzinationen. Aber mittlerweile ist das zuckende Aufleuchten so oft aufgetreten, daß ich jetzt ganz sicher weiß: meine Phantasie spielt mir keinen Streich.«

Justus merkte, daß es dem Mann wirklich darum ging, ernst genommen zu werden. »Ich könnte mir denken, daß es da mancherlei Erklärungen gibt«, sagte der Erste Detektiv.



Justus ist wie immer vorsichtig mit Äußerungen. Doch genau wie er habt ihr bis zu dieser Stelle wahrscheinlich auch schon mehrere Erklärungen in Betracht gezogen. Die Kapitelüberschrift (wobei zu berücksichtigen wäre, daß sie auf einer unbewiesenen Aussage fußt . . .), der Zweischlüssel (eine derart nasewe-

se Hausmeisterin könnte recht raffiniert sein), oder doch ein unbekannter Zugang (Mr. Prentice ist schließlich kein Sachverständiger für Geheimgänge, sondern ein mögliches Opfer). Mir scheint, dies wird ein schwieriger Fall. Habt ihr im Großhirn noch kein zuckendes Aufleuchten zu verzeichnen?

»Dann werdet ihr meinen Fall übernehmen?« fragte Prentice. »Ihr werdet Ermittlungen anstellen?«

»Das muß ich mit meinen Freunden besprechen«, sagte Justus. »Können wir Sie morgen früh anrufen?«

Prentice nickte und verließ das Zimmer. Justus, nachdenklich geworden, zögerte noch. Plötzlich flackerte ein heller Lichtschein im Raum auf.

Justus starzte hin. »Peter!« rief er.

»Ja, was ist?« antwortete Peter aus dem Wohnzimmer.

»Peter! Bob!« rief Justus nun laut und hastete zum Lichtschalter hin. In der nächsten Sekunde war der Raum hell erleuchtet, und Peter stand im Türrahmen. »Was ist denn los?« fragte er.

»Da . . . da hat was aufgeleuchtet«, sagte Justus Jonas.

»Na und? Du machst ein Gesicht, als hättest du einen Geist gesehen.«

»Es war genau so, wie es uns Mr. Prentice vorhin beschrieben hat.« Er schüttelte sich. »Muß irgend ein Reflex gewesen sein«, meinte er. Er ging an Peter vorbei und trat ins Wohnzimmer. »Morgen hören Sie von uns«, versprach er Mr. Prentice.

»Sehr gut.« Der Mann, der sich von Spuk heimgesucht wähnte, schloß die Wohnungstür auf und trat zur Seite, um die Jungen hinauszulassen.

Dann hörten alle einen Laut. Es mochte eine Fehlzündung gewesen sein – oder auch ein Schuß.

Peter war mit einem Satz draußen und schaute über das Balkongeländer hinunter. Der Hof unten war leer, aber hinter dem Haus hörte man jemand rufen. Ein Tor schlug zu, und Schritte hallten auf einem Treppenaufgang, welchen die Jungen nicht sehen konnten. Dann kam vom Verbindungsweg zum

Hinterhof her eine schnell laufende Gestalt in Sicht. Ein Mann in einem dunklen Anorak und mit einer schwarzen Skimütze, die nur die Augen freiließ, rannte am Schwimmbecken vorbei und durch das vordere Tor auf die Straße hinaus.

Peter sprang zur Treppe hin. Er war schon fast unten, als hinten auf dem Hof ein Polizist auftauchte.

»So, Freundchen!« brüllte der Polizist. »Stehenbleiben und keine Bewegung, oder es knallt!«

Ein zweiter Polizist kam im Sturmschritt in den Hof. Peter sah, daß beide Männer ihre Pistolen gezogen hatten. Er erstarnte auf der Treppenstufe, wo er stand, und Bob die Hände hoch.

Nächtliche Suche

»Mike«, sagte der jüngere der beiden Polizisten, »ich glaube nicht, daß das der Kerl ist.«

»Dunkler Anorak, helle Hose«, sagte der andere. »Die Skimütze hat er wahrscheinlich weggeworfen.«

»Der Mann mit der Skimütze ist hier durchgekommen und durchs Eingangstor gelaufen«, sagte Peter rasch. »Ich hab' ihn gesehen.«

Justus und Bob kamen mit Mr. Prentice die Treppe herunter. »Dieser junge Mann war die letzte halbe Stunde hier bei mir«, sagte Prentice zu dem Polizisten.

Sirenen heulten, während sich Streifenwagen vor dem Gebäude sammelten.

»Dann los«, sagte der jüngere Beamte. »Aber schnell!«

Die beiden Polizisten liefen zum vorderen Tor hinaus, und gerade da ging Mrs. Boggles Wohnungstür auf.

»Mr. Prentice, was haben die Jungen hier verloren?« fragte Mrs. Boggle barsch.

An der Hauswand rechts vom Hof öffnete sich eine Tür im Erdgeschoß, und ein junger Mann stolperte heraus. Er rieb sich die Augen, als sei er eben aufgewacht. Justus sah ihn an und zuckte leicht zusammen.

»Was ist denn?« flüsterte Bob.

»Nichts«, sagte Justus. »Ich sag's dir später.«

»Mr. Prentice, Sie sind mir noch eine Antwort schuldig!« fuhr Mrs. Boggle auf. »Was haben die Jungen hier verloren?«

»Das lassen Sie mal meine Sorge sein«, sagte Prentice. »Die Polizei sucht jemanden – höchstwahrscheinlich irgendeinen Verbrecher, der vom Durchgang hervorgelaufen kam und dann durchs Vordertor entwischt ist.«

»Einen Einbrecher«, sagte der junge Mann, der aus der Wohnung jenseits des Schwimmbeckens gekommen war. Er trug einen dunklen Pullover und eine beigefarbene Hose, und seine nackten Füße steckten in Turnschuhen. Justus, der auf seine Fähigkeit zur Wahrnehmung von Einzelheiten mächtig stolz war, bemerkte, daß das glatte dunkle Haar des jungen Mannes schon seit längerer Zeit nicht mehr gewaschen worden war. Er war kaum größer als Peter und auffallend mager.

»Sonny Elmquist, Sie Besserwisser!« sagte Mrs. Boggle. »Wie können Sie behaupten, daß die einen Einbrecher suchen?« Der junge Mann namens Sonny Elmquist schluckte nervös, und sein Adamsapfel hüpfte über dem Pulloverkragen auf und ab. »Na, wen denn sonst?« fragte er.

»Ausschwärmern!« rief jemand draußen auf der Straße. »Dann die Nebenstraßen absuchen – und die Kirche!«

Die drei ??? und Fenton Prentice gingen über den Hof und blieben auf den Eingangsstufen zu der Wohnanlage stehen. Auf der Straße waren vier Polizeiwagen vorgefahren. Lichtstarke Handlampen wurden hin- und hergeschwenkt, als die Polizisten auf der Suche nach dem Flüchtigen in der schwarzen Skimütze das Buschwerk durchstöberten und Garageneinfahrten entlangspähten. Ein Hubschrauber ratterte über dem Gelände, und sein Suchscheinwerfer tastete die Nebenstraßen ab. In anderen Hauseingängen entlang der Straße tauchten immer mehr Gruppen von Schaulustigen auf.

»Weit ist der nicht gekommen!« rief einer der Suchenden.

»Er muß hier irgendwo stecken!«

Ein unersetzter Mann mit dichtem grauen Haar stand am Rand des Gehwegs und redete aufgereggt auf einen Polizeileutnant ein. Die Jungen sahen, wie er sich umdrehte und dann

auf die Vortreppe zu der Wohnanlage zulief. »Fenton!« rief er. »Fenton Prentice!«

Mr. Prentice ging die Treppe hinunter, und der Mann begann ihm etwas zu erzählen. Prentice hörte gespannt zu. Offensichtlich hatte er die Anwesenheit der Jungen völlig vergessen. Peter stieß Justus in die Seite. »Gehen wir weiter und sehen wir nach, was in der Kirche los ist«, schlug er vor.

Die Kirchenpforte stand offen. Mehrere Leute, darunter auch Mrs. Boggle und Sonny Elmquist, hatten sich auf dem Bürgersteig versammelt und schauten neugierig ins Innere der Kirche. Zwei Streifenbeamte suchten den Kirchenraum ab und bückten sich immer wieder, um unter die Bänke zu schauen.

Justus schritt gelassen durchs Gedränge und trat die zwei Stufen zum Kircheneingang hinauf. Er sah vor dem Altar Adventskerzen leuchten. Er sah reglose Gestalten – Statuen auf Sockeln und Statuen auf dem Fußboden, in Ecken und an den Wänden. Er sah auch einen Polizisten, der einem beleibten Mann mit rotem Gesicht gegenüberstand. Letzterer hatte einen Stapel kleiner Bücher in den Händen.

»Ich sage Ihnen doch, hier ist keiner hereingekommen«, wehrte sich der beleibte Mann. »Ich war die ganze Zeit hier. Ich hätte es bemerkt, wenn irgendwer hereingekommen wäre.« »Ist ja schon gut«, sagte der Beamte. »Und jetzt gehen Sie, bitte. Wir müssen den Raum gründlich absuchen.«

Der Polizist sah sich nach Justus um. »Das gilt auch für dich«, sagte er. »Raus!«

Justus zog sich zurück, zusammen mit dem aufgebrachten Mann, der seine Bücher fest an sich preßte. Draußen hatte sich ein schlanker, noch junger Mann in Schwarz mit weißem rundem Kragen – offenbar ein Geistlicher – zu den Zuschauern gesellt. Und desgleichen eine kleine Frau, deren graues Haar am Hinterkopf zu einem Knoten aufgesteckt war.

»Herr Pfarrer!« rief der Mann mit den Büchern. »Erklären Sie es ihnen. Ich war die ganze Zeit in der Kirche. Egal, wen die hier suchen, er hätte nicht reinkommen können, ohne daß ich ihn gesehen hätte.«

»Nur ruhig, Earl«, sagte der Pfarrer. »Sie müssen nachforschen, das geht nun einmal nicht anders.«

»Was?« Earl hielt eine Hand ans Ohr.

»Sie müssen nachforschen«, wiederholte der Pfarrer lauter. »Wo waren Sie denn vorhin?«

»Oben auf der Empore, hab' die Liederbücher eingesammelt wie immer«, sagte Earl.

»Ha!« Die grauhaarige Frau lachte laut auf. »Da könnte eine Herde Elefanten reintrampeln, und Sie würden es nicht hören. Sie sind ja stocktaub, und jeden Tag wird es schlimmer mit Ihnen!«

Jemand in der Menge kicherte.

»Aber, aber, Mrs. O'Reilly«, sagte der Pfarrer mit sanftem Tadel.

»Nun kommen Sie, wir gehen ins Pfarrhaus, und Sie machen uns eine schöne Tasse Tee, und wenn die Polizisten hier fertig sind, kann Earl wieder herkommen und abschließen. Es betrifft uns doch überhaupt nicht.«

Die Menge teilte sich, um Earl, dem Pfarrer und der Frau Platz zu machen. Als sie in dem stuckverzierten Haus nebenan verschwunden waren, grinste einer der Zuschauer die Jungen an.

»Wohnt ihr hier in der Nachbarschaft?« fragte der Mann mit erBobener Stimme, um sich trotz des kreisenden Hubschraubers verständlich zu machen.

»Nein«, sagte Bob.

»Hier ist doch immer was los.« Der Mann deutete mit dem Kinn aufs Pfarrhaus. »Earl ist der Mesner, und er hält sich für das Oberhaupt der Gemeinde. Mrs. O'Reilly führt dem Pfarrer den Haushalt, und sie hält sich ihrerseits für das Oberhaupt der Gemeinde. Pfarrer McGovern muß dauernd rudern, sonst würde er von den beiden glatt untergebuttert.«

»Für einen Pfarrer ist er wirklich übel dran«, warf seine Frau ein. »Eine alte irische Bauersfrau, die in jeder Ecke Gespenster sieht, und ein starrköpfiger Mesner, der meint, die Kirche würde einstürzen, wenn er sie nicht ununterbrochen eigenhändig stützte.«

Der Anführer der Polizeistreifen und die übrigen Männer kamen aus der Kirche. Der Sergeant ließ den Blick über die Menge auf dem Gehweg schweifen. »Alles klar!« rief er. »Wo ist denn der Mann, der hierfür zuständig ist?«

»Der trinkt mit dem Pfarrer Tee«, meldete sich der Mann, der mit den drei ??? gesprochen hatte. »Ich hole ihn.«

Der Polizeihubschrauber drehte eine letzte Runde über dem Wohngebiet und zog dann nach Norden ab.

Der Leutnant, der mit Mr. Prentices Freund gesprochen hatte, kam die Straße entlang.

»In der Kirche war nichts«, meldete der Sergeant.

Der Leutnant seufzte. »Keine Ahnung, wie der so rasch von hier verschwinden konnte«, sagte er. »Der Hubschrauber entdeckt die Burschen sonst immer, außer wenn sie einen Unterschlupf finden. Heute abend können wir nichts mehr machen.« Earl, der Mesner, kam hastig aus dem Pfarrhaus, stapfte in die Kirche und schlug die Tür hinter sich zu.

Nach wenigen Minuten waren die Polizeiautos weggefahren. Die Schaulustigen schlenderten zu ihren Häusern zurück.

Justus, Peter und Bob gingen zu der Wohnanlage, wo Fenton Prentice noch mit dem grauhaarigen Mann im Gespräch war.

»Mr. Prentice«, sagte Justus. »Es tut mir leid, wenn ich Sie unterbreche, aber —«

»Ist schon gut.« Mr. Prentice sah erschöpft aus. »Ich habe soeben von Charles – von Mr. Niedland hier – erfahren, was es mit dem ganzen Wirbel auf sich hatte.«

»Im Haus meines Bruders wurde eingebrochen«, sagte Prentices Freund. »Er hatte sein Haus am Lucan Court. Das ist die nächste Parallelstraße.«

»Es tut mir wirklich sehr leid, Charles«, sagte Mr. Prentice.

»Für dich muß es ein schwerer Schlag sein.«

»Für dich ja auch«, sagte Charles Niedland. »Aber reg dich nicht zu sehr darüber auf, Fenton, und versuche jetzt zu schlafen. Wir unterhalten uns morgen wieder.«

Charles Niedland trat in den Hof und verließ ihn über den Fußweg im Hintergrund, der nach Justus' Vermutung zu einem Quersträßchen und den Gebäuden an der Straße hinter Paseo Place führte. Fenton Prentice setzte sich auf die Stufen der Vortreppe nieder, als sei er zu erschöpft, um länger stehen zu können. »Eine schändliche Untat!« rief er.

»Der Einbruch?« fragte Bob.

»Edward Niedland war mein Freund«, erklärte Prentice.

»Mein Freund, mein Schützling, und ein sehr begabter Künstler. Er starb vor zwei Wochen an Lungenentzündung.«

Die Jungen schwiegen betroffen.

»Ein großer Verlust«, sagte Fenton Prentice. »Ich kann es noch kaum fassen, und ebenso geht es seinem Bruder Charles. Und nun noch dieser Einbruch in sein Haus!«

»Wurde etwas gestohlen?« fragte Bob.

»Das weiß Charles noch nicht. Er wird heute im Haus Bestandsaufnahme machen, zusammen mit der Polizei.«

Auf dem Gehweg hinter den Jungen waren schnelle Schritte zu hören. Bob und Peter drehten sich um. Ein forsch aussehender, kräftiger Mann in einem beigefarbenen Pullover kam energisch auf die Steinstufen zu. Als er Prentice dasitzen und die Jungen über ihn gebeugt sah, blieb der Mann verdutzt stehen.

»Was ist denn hier los?« fragte er.

»In der Nachbarschaft ist eingebrochen worden, Mr. Murphy«, sagte Prentice. »Die Polizei hat alles abgesucht.«

»Aha«, sagte der Neuankömmling. »Ich wunderte mich schon, wieso die Gegend voller Streifenwagen war. Haben sie den Kerl erwischt?«

»Leider nicht.«

»Bedauerlich«, sagte Murphy. Er ging an Prentice vorbei die Stufen hinauf. Eine Sekunde später hörten die Jungen vom Hof her, wie eine Wohnungstür sich öffnete und wieder schloß.

»Ich werde jetzt besser auch hinaufgehen«, sagte Mr. Prentice. Ermattet stand er auf. »Bitte ruft mich morgen an und sagt mir zu, daß ihr mir helfen werdet. Das halte ich nicht mehr lange durch. Erst der Spuk, der da bei mir herumflackert, dann Edwards Tod und jetzt noch der Einbruch – das ist mehr, als ein Mensch verkraften kann!«

Die Paste mit der Zauberkraft

Am nächsten Morgen trafen sich Bob Andrews und Peter Shaw in aller Frühe vor der Firma »Gebrauchtwaren-Center

T. Jonas«. Der Betrieb gehörte Justs Onkel und Tante, Titus und Mathilda Jonas. Er war eine richtige Attraktion für jedermann, der an Gerümpel und Trödelkram besonderer Art interessiert war. Onkel Titus kaufte die Lagerbestände meist persönlich ein, und er hatte eine Spürnase für Objekte mit Seltenheitswert, die er beim alltäglichen Schrotthandel nebenbei aufgabelte. Die Leute kamen aus allen Teilen Südkaliforniens, um durch seine Fundgrube zu schlendern. Holzpaneele, noch rechtzeitig vor dem Abbruch aus alten Häusern sichergestellt, schnörkelige schmiedeeiserne Zaungitter, Marmorkamine, altmodische Badewannen mit Löwenpranken, ausgefallene Messingknäufe und Türbeschläge – all das fand sich in Onkel Titus' Lager. Es gab da sogar eine Orgel, die Onkel Titus so ins Herz geschlossen hatte, daß er sich um keinen Preis davon trennen mochte.

Als Bob und Peter an jenem Dezembermorgen beim Lagerplatz ankamen, stöberten keine Schatzsucher zwischen den Stapeln von Trödelkram herum. Das große eiserne Eingangstor war nämlich verschlossen.

Peter gähnte. »Manchmal wäre es mir lieber, ich hätte Justus Jonas nie kennengelernt«, verkündete er. »Der hat Nerven – früh um sechs anzurufen!«

»Für seine guten Nerven müßte dir Just inzwischen bekannt sein«, meinte Bob. »Aber wenn er *so* früh anruft, dann bedeutet das, daß es etwas Wichtiges ist. Komm jetzt!«

Die Jungen gingen von dem verschlossenen Tor aus den Bretterzaun entlang, der das Betriebsgelände umgab. Dieser Zaun war von Künstlern aus Rocky Beach, denen Onkel Titus gelegentlich einen Gefallen getan hatte, üppig bemalt worden. Die Straßenfront zierte ein Seepanorama – ein Segelschiff, das bei tobendem Unwetter zwischen Wellenbergen unterging. Im Vordergrund Bob ein gemalter Fisch den Kopf aus dem gemalten Meer und sah sich das sinkende Schiff an. Bob drückte auf das Fischauge, und zwei grüne Planken im Zaun schwenkten zur Seite. Das war das Grüne Tor, einer der Geheimgänge zum Schrottplatz.

Bob und Peter traten durch die Öffnung und ließen das Tor hinter sich wieder zufallen. Jetzt standen sie in Justs Freiluft

werkstatt, deren Bereich die Jungen vom Warenlager durch sorgsam aufgeschichtete Stapel von Schrott und Gerümpel abgeteilt hatten. In der Werkstatt gab es eine kleine Druckerresse, und dahinter lehnte ein Eisenrost. Bob zog ihn zur Seite, bückte sich und kroch in Tunnel II, eine weite Wellblechröhre, die unter aufgehäuftem Altmetall zur Zentrale führte.

Diese »Zentrale«, das Hauptquartier der drei ???, war ein verbeulter alter Campinganhänger, der an einer Seite des Lagerhofs stand. Hoch aufgetürmter Schrott und altes Bauholz entzogen ihn den Blicken.

Peter folgte Bob in den Tunnel, zog den Gitterrost hinter sich wieder zurecht und kroch auf allen vieren ungefähr fünfzehn Meter weit. Die Röhre mündete unmittelbar unter einer Bodenluke in der Zentrale.

»Warum kommt ihr denn so spät?« fragte Jonas, als Bob die Luke anBob. Der gewichtige Erste Detektiv war in dem winzigen Laboratorium, das sich die Jungen eingerichtet hatten.

Bob antwortete nicht, aber Peter stöhnte, als er in den Anhänger hinaufstieg. »Ich hab's mir gegönnt, mir vor dem Rüberkommen die Zähne zu putzen und was überzuziehen«, sagte er. »Was ist denn so brandeilig, daß wir zu nachtschlafender Zeit aufstehen müssen, und was hast du da in dem Topf?« Justus hielt den Porzellantiegel in seiner Hand schräg, so daß die anderen feine weiße Kristalle sehen konnten.

»Zauberpulver«, sagte Justus.

Peter ließ sich auf einen Stuhl fallen und lehnte sich dösig an einen Aktenschrank. »Gräßlich, wenn du so geheimnisvoll tust«, sagte er. »Und auch noch so früh am Tag.«

Justus nahm eine Flasche Wasser von einem Regal über dem Labortisch und goß ein paar Tropfen über die weißen Kristalle, und dann rührte er das Ganze mit einem Plastiklöffelchen um. »Diese Kristalle sind eine metallische Legierung«, sagte er. »Ich habe in einem alten Buch über Kriminologie davon gelesen. Sie sind wasserlöslich.«

Bob seufzte. »Willst du uns Nachhilfe in Chemie geben?« »Warum nicht?« Justus öffnete eine Schublade und holte eine Tube dicker weißer Paste heraus. Er quetschte ziemlich viel

davon in die Lösung im Topf und mischte dann alles langsam und gründlich durch. »Diese Paste habe ich für besondere Fälle in Reserve«, erklärte er stolz. »Sie zieht Wasser an – und das ist nicht sehr häufig.«

Er spähte befriedigt auf die cremige Masse im Tiegel. »So müßte es richtig sein«, verkündete er, als er den Deckel aufschraubte. »Jetzt haben wir eine Paste mit Zauberkraft.«

»Na und?« fragte Peter.

»Angenommen, wir bestreichen etwas mit dieser Paste . . . sagen wir mal, die Griffe der Schreibtischschubladen bei Mr. Prentice. Die Paste wird rein und weiß bleiben. Aber weiter angenommen, es kommt jemand daher und faßt die Griffe an. Nach spätestens einer halben Stunde hat der Betreffende schwarze Flecken an den Fingern – und die lassen sich nicht abwaschen!«

»Aha!« sagte Bob. »Wir sollen also den Fall übernehmen!«

»Mr. Prentice hat mich gestern spätnachts noch angerufen«, sagte Justus. »Er sagte, er könne nicht einschlafen. Während des Abends hat er im Arbeitszimmer mehrmals den Lichtschein gesehen. Er war sehr aufgereggt und hatte Angst.«

»Du liebe Zeit, Just, der Mann ist doch ein Spinner!« sagte Peter.

»Was können wir denn für ihn tun?«

»Gut, er leidet vielleicht unter Einbildungungen«, bestätigte Justus. »Ich nehme an, er ist sehr oft allein, und einsame Menschen haben manchmal solche Einbildungen. Deshalb hatte ich zuerst Bedenken, den Fall zu übernehmen. Aber es kann auch sein, daß wir ihm unrecht tun, wenn wir es ablehnen, Ermittlungen anzustellen. Er sagt völlig zu Recht, er könne sich mit seinem Problem nicht an die Polizei wenden. Er könnte nicht einmal eine normale Detektei einschalten. Wenn alles nur Einbildung ist, können auch wir vielleicht nichts für ihn tun. Aber wenn hinter der ganzen Sache jemand steckt, dann können wir den vielleicht dingfest machen. Bestimmt wäre das für Mr. Prentice eine große Erleichterung.«

Justus sah seine Detektivkollegen an. »Soll ich ihn anrufen und ihm sagen, daß wir hinkommen?«

Bob grinste. »Die Antwort darauf hast du doch schon gewußt, noch ehe du uns herzitiert hast«, sagte er.

»Na also«, sagte Justus. »Der erste Bus von Rocky Beach nach Los Angeles fährt um sieben. Ich habe Tante Mathilda einen Zettel hinterlegt, um ihr mitzuteilen, daß wir heute vormittag nicht da sind.«

Peter reichte Justus den Telefonhörer herüber. »Dann ruf Mr. Prentice an, und wir gehen los«, sagte er. »Ich möchte lieber nicht in Reichweite sein, wenn deine Tante den Zettel findet. Du weißt ja, was sie gestern gesagt hat. Sie hat jede Menge Pläne für uns – und das Aufstreichen einer Zauberpaste in einer Privatwohnung steht dabei nicht zur Debatte!«

Der Hundredämon

Es war fast acht Uhr, als die drei an der Haltestelle Wilshire Boulevard aus dem Bus stiegen und zum Paseo Place gingen. Pfarrer McGovern von der Kirchengemeinde St. Jude stand vor seinem Haus und suchte etwas in seiner Tasche, als die Jungen vorüberkamen. Er nickte ihnen munter zu und wünschte einen guten Morgen.

Der unsympathischen Mrs. Boggle begegneten sie beim Betreten des Hauses zwar nicht, aber auch Mr. Prentice trafen sie in seiner Wohnung nicht an. Statt dessen fanden sie an seiner Tür einen Zettel.

»Meine drei jungen Freunde«, lautete die Mitteilung. »Ich bin in Lucan Court, Nr. 329. Das Haus liegt gleich hinter diesem Gebäude. Kommt ums Haus herum zum Eingang. Dort erwarte ich euch.«

Justus steckte den Zettel ein. »Das ist das Haus, in dem eingebrochen wurde«, sagte er.

»Was macht ihr Burschen denn da oben?«

Die Jungen schauten vom Balkon herunter und sahen, daß Mrs. Boggle aus ihrer Wohnung gekommen war. Sie trug einen Morgenrock, und ihr rotes Haar war ungekämmt.

»Ist Mr. Prentice nicht zu Hause?« wollte sie wissen.

»Anscheinend nicht«, sagte Justus.

»Wo könnte er denn um diese Zeit sein?« meinte sie.

Die Jungen antworteten nicht. Statt dessen gingen sie die Treppe hinunter über den Hof und zum Hinterausgang hinaus – einem schmalen Fußweg, der an einer Wäscherei und einem Lagerhaus vorüberführte und über ein paar Stufen mit einer Anliegerstraße verbunden war. Dort sahen sie Mülltonnen und Garagen und die Rückseiten der Gebäude, die an der nächsten großen Parallelstraße lagen.

Wie von Fenton Prentice beschrieben, befand sich Lucan Court 329 unmittelbar hinter dem Haus, wo er wohnte. Es war ein quadratisches eingeschossiges Fachwerkhaus. Als Peter klingelte, wurde die Tür von Charles Niedland, dem grauhaarigen Mann, der am Vorabend mit Prentice geredet hatte, geöffnet. Er sah angegriffen aus.

»Kommt herein.« Er trat zurück und hielt die Tür weit auf. Die drei ??? betraten ein Haus, das teils Wohnung und teils Atelier war. In die Wohnzimmerdecke war ein Oberlichtfenster eingesetzt worden. Der Raum hatte nur wenige Möbel und keine Teppiche. Es gab Zeichentische und eine Staffelei. Fotografien und Skizzenblätter waren mit Reißnägeln überall an den Wänden befestigt, und Bücher stapelten sich zuhauf. Es gab auch einen kleinen Fernsehapparat, eine offensichtlich für hohe Ansprüche ausgewählte Stereoanlage und eine umfangreiche Schallplattensammlung.

Fenton Prentice saß auf einer Liege, das Kinn in die Hände gestützt. Er wirkte müde, aber gelassen. »Guten Morgen, ihr drei«, sagte er. »Vielleicht möchtet ihr noch ein weiteres Rätsel lösen. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß *ich* bei dem Einbruch gestern abend der Geschädigte war.«

»Ach, Fenton«, sagte Charles Niedland. »Das war bestimmt nur Zufall. Zweifellos hat die Polizei den Einbrecher verscheucht, ehe er noch mehr mitnehmen konnte – außer dem Karpatenhund.«

Niedland wandte sich zu den Jungen. »Mr. Prentice sagte mir, ihr hättet bei Ermittlungen einen besonderen Spürsinn. Ich finde, in diesem Fall gibt es nichts Ungewöhnliches zu ermitteln. Der Einbrecher ist durch das Küchenfenster eingestiegen. Mit einem Glasschneider schnitt er ein Loch in die Scheibe, griff hindurch und öffnete den Riegel. Routine.«

»Aber er hat nur den Karpatenhund mitgenommen«, meinte Mr. Prentice hartnäckig.

»Die Polizei fand das nicht weiter auffällig«, entgegnete Charles Niedland. »Sie sagten, der Fernseher sei praktisch nichts wert. Es ist ja nur ein kleines tragbares Fernsehgerät. Und auf dem Plattenspieler und den Lautsprecherboxen der Stereoanlage hatte mein Bruder seine Sozialversicherungsnummer eingraviert. Das hätte einem Hehler den Wiederverkauf sehr erschwert. Und sonst gibt es hier nichts Wertvolles. Mein Bruder lebte sehr bescheiden.«

»Ein großer Künstler«, sagte Mr. Prentice. »Er lebte für seine Kunst.«

»Was ist denn ein Karpatenhund?« fragte Peter.

Charles Niedland lächelte. »Ein Hund eben. Ein Hund, den es vermutlich nie gegeben hat – außer in der Phantasie einiger abergläubischer Leute. Mein Bruder war ein Romantiker, und er wählte für seine Werke gern romantische Motive. Es gibt da eine Legende, daß vor zwei Jahrhunderten ein Gebirgsdorf in den Karpaten von einem Hundedämon heimgesucht wurde. Ich glaube, die Dorfbewohner in den Karpaten sind für ihren Hang zum Aberglauben bekannt.«

Justus nickte wissend. »Das Gebiet kennt man auch unter dem Namen Transsylvanien. Dort soll der Vampir Dracula gelebt haben.«

»Ja«, sagte Charles Niedland, »aber der Hundedämon war kein Vampir und auch kein Werwolf. Die Leute im Dorf glaubten, er sei der Geist eines Edelmannes – eines Mannes, der ein leidenschaftlicher Jäger gewesen war und eine Meute wilder Jagdhunde gezüchtet hatte, halb Wolfsblut, wie es hieß. Der Adlige wollte sie für die Jagd immer scharf halten und ließ sie deshalb fast verhungern. Nach der alten Sage brach eines Nachts einer der Hunde aus dem Zwinger aus und tötete ein Kind.«

»Schrecklich!« rief Bob.

»Ja. Eine Tragödie, wenn es tatsächlich geschah. Der Vater des Kindes forderte, die Hunde sollten getötet werden. Der Adlige weigerte sich, und man sagt, er habe dem Bauern ein paar Geldstücke hingeworfen, als Bezahlung für das tote Kind.«

Der Vater, außer sich, warf in seiner Verzweiflung einen Stein nach dem anderen Mann. Tödlich getroffen, verfluchte der Graf das Dorf und alle seine Bewohner. Er schwor, er werde aus dem Jenseits zurückkehren und das Dorf heimsuchen.« »Und ich vermute, das tat er in Gestalt eines Hundes?« fragte Peter.

»Eines riesenhaften Hundes«, sagte Charles Niedland. »Es war ein gewaltiger, halbverhungerter Hund, der Wolfsblut in sich haben mochte. Die Hundemeute des Adligen wurde bis auf das letzte Tier getötet, aber in dunklen Nächten strich ein hageres Untier durch die Straßen, winselnd und jaulend, und die Rippen stachen ihm unter dem Fell hervor. Die Leute hatten entsetzliche Angst. Manche stellten der Bestie Futter hin, aber sie konnte oder wollte nicht fressen. Wenn also dieser Hundämon wirklich jener Edelmann war, dann war sein Fluch wahr geworden. Er suchte das Dorf heim. Allerdings waltete darin eine fürchterliche Gerechtigkeit, denn er war immer ausgehungert, wie es auch seine eigenen Hunde zuvor gewesen waren. Nach und nach zogen die Leute aus dem Dorf weg. Wenn der Hund noch dort spukt, dann in verlassenen Ruinen.«

»Hat Ihr Bruder den Hund gemalt?« fragte Justus.

»Mein Bruder war kein Maler«, erklärte Charles Niedland. »Freilich skizzierte er, wenn er einen Entwurf ausarbeitete, aber er war Bildhauer. Er arbeitete mit Glas und Kristall – manchmal auch Kristall mit Metall kombiniert.«

»Der Karpatenhund war ein herrliches Stück«, sagte Fenton Prentice. »Edward Niedland hat ihn eigens für mich gemacht. Er wurde vor einem Monat fertig, aber er war noch nicht übergeben. Edward plante eine Ausstellung einiger seiner neueren Werke in der Galerie Maller, und dabei wollte er auch den Hund zeigen. Natürlich war mir das eine Freude. Und nun ist der Hund weg!«

»Also ist es die Skulptur eines Hundes aus Glas«, sagte Bob. »Kristall«, berichtigte Mr. Prentice. »Kristall und Gold.«

»Kristall ist Glas«, warf Charles Niedland ein, »aber von ganz besonderer Art. Es wird aus den allerfeinsten Silikaten hergestellt, mit einem hohen Anteil Bleioxid, und daher ist es schwe-

rer und von weitaus stärkerem Glanz als gewöhnliches Glas. Mein Bruder arbeitete mit Glas – und mit Kristall – von so hoher Temperatur, daß es fast noch flüssig war. Er bearbeitete es mit Werkzeugen, erhitzte es von neuem, wenn es abkühlte, verformte es weiter, erhitzte es wieder, arbeitete daran – und so weiter, bis er die gewünschte Form erzielt hatte. Dann kam noch die Schlußbearbeitung, das immer feinere Schleifen und das Polieren mit Säure. Als er das alles getan hatte, war der Karpatenhund eine wundervolle Skulptur. Die Augen des Tiers waren mit Gold eingefaßt, und auf den Lefzen war goldener Schaum aufgetragen. Der Legende zufolge hatte der Hundedämon glühende Augen.«

»Vielleicht bekommen Sie ihn wieder«, meinte Bob voller Zuversicht. »So ein Ding läßt sich doch nur sehr schwer verkaufen.« »Aber gewiß an jemand, der keine Skrupel kennt und Edward Niedlands Werke zu schätzen weiß«, sagte Prentice. »Er war noch so jung – und so begabt. Es gibt schon Leute, die sich ohne Hemmungen mit Dieben zusammentun würden, um an eine seiner Schöpfungen heranzukommen.«

Justus sah sich in dem schlichten Haus um. »Hat er hier gearbeitet?« fragte er. »Hätte er nicht einen Schmelzofen gebraucht, für die Arbeit mit zähflüssigem Glas?«

»Mein Bruder hatte eine Werkstatt im Osten von Los Angeles«, erklärte Charles Niedland. »Dort hat er gearbeitet.«

»Und gab es hier nicht noch andere Skulpturen?« fragte Justus. »Hat Ihr Bruder selbst keine besessen? Oder waren sie in der Werkstatt?«

»Edward hatte eine kleine Sammlung, eigene Arbeiten und Werke von anderen Künstlern, und die verwahrte er hier im Haus. Als er gestorben war, brachte ich die Stücke an einen sichereren Ort. Es war reiner Zufall, daß sich der Karpatenhund zur Zeit des Einbruchs hier befand.«

Fenton Prentice seufzte.

»Das war nämlich so«, fuhr Charles Niedland fort. »Die Ausstellung meines Bruders in der Galerie war vor einigen Tagen geschlossen worden. Er hatte dafür auch Leihgaben von Sammlern seiner Werke beigesteuert, und ich war dieser Tage damit beschäftigt, sie zurückzugeben. Gestern kam ich am

Spätnachmittag hierher. Ich wollte den Karpathenhund zu Fenton bringen, vorher aber noch ein wenig hierbleiben, um die Bücher meines Bruders zu sichten. Ich kam her, als Fenton gerade euren Besuch erwartete – davon hatte er mir schon früher am Tag erzählt, als ich ihn anrief, um die Sache zu vereinbaren. Da ließ ich den Hund vorerst hier und ging zum Essen weg. Als ich wiederkam, sah ich durchs Fenster, daß ein Eindringling im Haus war. Vom Telefon eines Nachbarn rief ich sofort die Polizei an.«

»Also, Charles, du warst schon ein wenig leichtsinnig«, sagte Mr. Prentice mit einem Anflug von Bitterkeit.

»Komm, Fenton, wir wollen uns darüber nicht streiten«, beschwichtigte Niedland. »Es war wirklich Pech.«

»Wußte irgend jemand sonst, daß der Hund gestern wieder zurückgebracht werden sollte?« fragte Justus.

Beide Männer schüttelten den Kopf.

»War der Hund versichert?« erkundigte sich Bob.

»Ja, aber was nützt das, wenn er unersetzlich ist?« gab Prentice zurück. »Es ist . . . ja, als verschwinde plötzlich die Mona Lisa. Ein solches Werk ist unbezahlbar.«

»Ich vermute, die Polizei hat nach Fingerabdrücken gesucht und das Übliche unternommen?« meinte Justus.

»Sie waren die halbe Nacht hier und streuten ihr Pulver für die Fingerabdrücke herum«, erwiderte Niedland. »Anscheinend haben sie aber nichts Schlüssiges gefunden. Jetzt fahnden sie in ihrem einschlägigen Verbrecherarchiv, falls ein Experte für Kunstraub an der Sache beteiligt sein sollte.«

»Das wird bestimmt sehr gründlich gemacht«, sagte Justus.

»Ich bezweifle, daß wir da noch etwas tun können.«

Mr. Prentice nickte, verabschiedete sich von Charles Niedland und ging mit den Jungen über die Anliegerstraße in den Hof seines Hauses zurück. Mrs. Boggle war zur Stelle – sie zupfte ein welkes Blatt von einem Strauch. Mr. Prentice würdigte sie keines Blickes und ging treppauf, gefolgt von den Jungen. Als sie in Prentices Wohnung waren und die Tür abgeschlossen war, holte Justus den Tiegel mit seiner Paste hervor und erklärte sein Vorhaben. »Ihre Schreibtischschubladen haben Porzellanknöpfe als Griffe«, erklärte er Mr. Prentice. »Für unseren

Zweck ist das ideal. Diese Chemikalie reagiert mit Metall und könnte Kupfer oder Messing angreifen, aber bei Porzellan kann nichts passieren. Wir werden die Knöpfe mit der Paste bestreichen und dann weggehen. Wenn während unserer Abwesenheit jemand hierherkommt und eine Schublade aufzieht, wird er die Hände voll schwarzer Flecken bekommen.«

Prentice zuckte die Achseln. »Ein geisterhaftes Lichtphänomen hat keine Hände.«

Justus warf seinen Freunden einen raschen Blick zu.



Der Erste Detektiv geht meines Erachtens ganz richtig und zielbewußt vor: erst will er den – doch sicherlich realen – Eindringling überführen, der in Mr. Prentices Intimsphäre die Finger drin hat. Und dann wird er, wie wir alle ihn kennen, den Lichtblitz zu orten versuchen!

»Mr. Prentice, wir können doch wenigstens einen Versuch machen«, sagte Justus. »Sie haben uns ja erzählt, daß Sie einmal nach Hause kamen und Ihren Schreibtisch durchwühlt vorgefunden hatten.«

»Also gut«, sagte Prentice. »Ich bin zu einem Versuch gern bereit. Bestreicht die Schubladengriffe, und dann gehen wir weg und essen etwas zusammen.«

»Großartig!« rief Peter. »Ich bin am Verhungern.«

Justus trug seine Zauberpaste an den Griffen von Prentices Schreibtischschubladen auf, indem er die Schmiere mit einem Papiertaschentuch dem Tiegel entnahm. Dann gingen er, Peter und Bob mit Mr. Prentice aus der Wohnung und langsam die Treppe hinunter, wobei sie sich vernehmlich über das Restaurant unterhielten, wo sie zu essen gedachten. Der Hof war leer, aber vorn beim Tor trafen sie Mrs. Boggle und den schlaksigen jungen Mann, Sonny Elmquist. Beide sahen zur Kirche hinüber.

Vor dem Kirchenportal parkte ein Krankenwagen.

»Was ist da los?« fragte Peter.

»Der Mesner«, sagte Elmquist. »Er ist verletzt! Der Pfarrer hat ihn vor kurzem oben auf der Empore gefunden!«

Verräterische Flecken

Die drei ??? und Mr. Prentice rannten zur Kirche hin. Zwei weißbekittelte Männer kamen gerade mit einer Trage heraus. Darauf lag Earl bis zum Kinn mit einer Decke verhüllt.

Pfarrer McGovern kam mit der geschwätzigen Mrs. O'Reilly aus der Kirche.

»Er ist tot!« jammerte die Frau. »Ermordet! Umgebracht! Tot!«

»Mrs. O'Reilly, er ist nicht tot, Gott sei Dank!« Der Pfarrer war blaß. Seine Hände zitterten, als er die Kirchentür absperzte.

»Ich hätte gestern abend mit ihm zusammen herkommen und ihm beim Abschließen helfen sollen. Es war nicht das erste Mal, daß er stürzte, aber – nun hat er die ganze Nacht auf der Empore gelegen!«

Der Pfarrer kam die Stufen herunter. »Es ist meine Schuld, daß ich ihn einfach gewähren ließ«, sagte er. »Er schaltet die Lampen ab, wo er nur kann, und tappt dann im Finstern herum. Er meint, er müsse zum Wohle der Gemeinde sparen.« »Mit solchem Unfug spart er uns gar nichts, im Gegenteil«, sagte Mrs. O'Reilly. »Und wer soll nun seine Arbeit machen, solange er sich im Krankenhaus ausruht?«

»Nun machen Sie sich mal darum keine Sorgen, Mrs. O'Reilly«, sagte der Pfarrer. »Gehen Sie lieber nach Hause und . . . und machen Sie sich einen guten Tee.« Er stieg hinten in den Krankenwagen ein. Die Türen schlossen sich, und der Wagen fuhr an. »Einen guten Tee!« rief Mrs. O'Reilly. »Einen guten Tee, sagt er! Ist der Mann noch zu retten? Earl hat ein Loch im Kopf, womöglich hat ihn dieser Geisterspuk umgebracht, und der Herr Pfarrer redet vom Teetrinken!«

Sie fegte an Prentice und den drei ??? vorüber und lief murrend zum Pfarrhaus hinüber.

»Geisterspuk – umgebracht?« wiederholte Bob fassungslos.

»Sie klammert sich an die Einbildung, es gebe hier in der Nähe einen Geist«, sagte Fenton Prentice. »Sie behauptet auch, sie habe schon einen gesehen – den Geist des früheren Pfarrers. Der ist vor drei Jahren gestorben. Sie sagt, er spuke in der Kirche und auf der Straße.«

Die Jungen und Mr. Prentice schritten vor zum Wilshire Boulevard.

»Mr. Prentice, wäre es denkbar, daß dieser Spuk etwas mit jenem Lichtschein zu tun haben könnte, den Sie in Ihrer Wohnung sehen?« fragte Bob.

»Ausgeschlossen!« erwiderte Mr. Prentice. »Den Geist des früheren Pfarrers würde ich wiedererkennen – sofern es ihn überhaupt gibt. Bisher glaubt ihn nur Mrs. O'Reilly gesehen zu haben. Sie behauptet steif und fest, er wandle nachts mit einer Kerze in der Hand in der Kirche umher. Warum er dazu verdammt sein sollte, kann ich mir nicht denken. Er war ein netter alter Herr. Ich habe oft mit ihm Schach gespielt. Nächtliche Spaziergänge waren gar nicht seine Art. Im Gegenteil, normalerweise lag er um zehn im Bett.« Mr. Prentice und die Jungen bogen in den Wilshire Boulevard ein und gingen noch ein paar Querstraßen weiter bis zu einem Clublokal. Drinnen blinkten Messing-Türgriffe im Glanz jahrelanger sorgsamer Pflege, die Tischdecken waren gestärkt, und die Nelke in der Vase auf ihrem Tisch war ganz frisch. Für ein Frühstück war es zu spät, und Mittagessenszeit war es noch nicht. Abgesehen von einem Kellner, der sich in der Nähe der Küchentür aufhielt, hatten sie den Speisesaal für sich. »Mr. Prentice«, sagte Justus, als das Essen serviert worden war, »Ihr Haus ist ziemlich groß, aber ich habe dort erst wenige Leute gesehen. Einmal Mrs. Boggle . . .«

Mr. Prentice verzog das Gesicht.

»Mrs. Boggle«, wiederholte Justus. »Und Sonny Elmquist. Der ist anscheinend zu ganz unregelmäßigen Zeiten im Hause.«

»Er arbeitet von Mitternacht bis in die Frühe im Supermarkt auf der Vermont Avenue«, sagte Prentice. »Sonderbarer Bursche. Ein ausgewachsener Mann, der sich Sonny – Söhnchen – nennt, hat etwas gewollt Originelles an sich. Ich weiß, daß er in Wirklichkeit Cedric heißt. Er hat die kleinste Wohnung im Haus. Ich glaube kaum, daß er viel verdient. Dann gibt es noch eine junge Frau, Miss Chalmers – Gwen Chalmers –, die gleich neben Elmquist wohnt. Ihr kennt sie noch nicht. Sie arbeitet als Einkäuferin bei einem Warenhaus in der Innenstadt. Und Mr. Murphy ist Börsenmakler.«

»Das ist der Mann, der gestern abend, als die Polizei fort war, die Treppe heraufkam«, sagte Bob.

»Ja. Er hat die Eckwohnung nach hinten heraus. Vielleicht trifft ihr ihn heute noch. Er geht immer sehr früh in sein Büro, weil die Börse in New York zeitig öffnet und unsere Ortszeit drei Stunden von der Ostküste abweicht. Nachmittags ist er meistens zu Hause. Sein Neffe Harley Johnson, ein Student, wohnt zur Zeit bei ihm. Murphy ist Harleys Vormund, wie ich hörte. Und dann gibt es noch Alex Hassell, den Katzenmann.«

»Katzenmann?« wiederholte Peter.

Fenton Prentice lächelte. »Ja, so nenne ich ihn im stillen. Er füttert nämlich Katzen. Jeden Abend um fünf versammeln sich alle herrenlosen Katzen der Umgegend vor seiner Tür, und er füttert sie. In seiner Wohnung hält er eine Siamkatze.«

»Und was macht er, wenn er keine Katzen füttert?« erkundigte sich Peter.

»Mr. Hassell arbeitet nicht. Er ist vermögend, und so kann er tun und lassen, was ihm beliebt. Ich glaube, er läuft durch die Gegend und hält Ausschau nach heimatlosen Katzen, die er füttern kann. Wenn sie krank oder verletzt sind, bringt er sie zum Tierarzt.«

»Und wer wohnt sonst noch in dem Haus hier?« fragte Justus.

»Etliche Leute, Normalbürger. Die ganze Anlage hat zwanzig Wohneinheiten. Die meisten Mieter sind unverheiratet und berufstätig. Am Wochenende und in der Urlaubszeit sind die meisten fort, um Freunde oder Verwandte zu besuchen. Zur Zeit wohnen wir nur zu sechst hier. Vielmehr zu siebt, wenn man Harley, Mr. Murphys Neffen, mit einrechnet.«

»Das engt für uns den Kreis der Verdächtigen ein«, sagte Justus. Prentice sah Justus forschend an. »Dann meinst du, daß jemand von den übrigen Mietern mir nachspioniert?«

»Das werde ich erst dann ganz sicher wissen, wenn wir mehr Beweise haben«, entgegnete Justus. »Aber höchstwahrscheinlich ist der Täter jemand, dem bekannt sein muß, wann Sie nicht zu Hause sind. Wenn er uns heute früh weggehen sah, hat er sich dies möglicherweise zunutze gemacht und hier herumgeschnüffelt.«

Mr. Prentice zuckte die Achseln. »Da magst du recht haben, Justus. Wenn irgend jemand heute vormittag meinen Schreibtisch öffnen wollte, so hatte er dazu ja genügend Zeit.«

Prentice winkte den Kellner heran und bezahlte. Die drei ??? begleiteten ihn aus dem Clubhaus und den Wilshire Boulevard entlang bis zum Paseo Place.

Die Straße war leer, als sie nach der Kirche einbogen. Sie kamen bei der Wohnanlage an und gingen die Stufen hinauf. In der Wohnung gleich beim Eingang, wo Mrs. Boggle wohnte, hörten sie Wasser laufen und Geschirr im Spülbecken klappern.

»Dem Himmel sei Dank, daß dieses Weib manchmal auch etwas zu essen braucht«, sagte Prentice. »Sonst wären wir nicht eine Sekunde lang unbeobachtet.«

Peter lachte. »Man begegnet ihr hier ziemlich oft, scheint mir.«

»Die geborene Wichtigtuerin und eine fürchterliche Klatschbase«, sagte Prentice. »Sie stellt die unverschämtesten Fragen. Sie bekommt es sogar fertig, die Mülltonnen zu durchwühlen. Mehr als einmal habe ich sie dabei ertappt. Und selbst wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, wäre es ihr doch glatt zuzutrauen. Wie sollte sie sonst wissen, daß Miss Chalmers nur Tiefkühlkost isst oder daß Mr. Hassells heimatlose Katzenhorde mehr als vierzig Dosen Katzenfutter die Woche braucht?«

Die drei ??? gingen hinter Prentice her zu seiner Wohnung, und er schloß die Tür auf.

»Bitte jetzt nichts anfassen«, warnte Justus. Er zog eine kleine Lupe aus der Tasche und ging ins Arbeitszimmer, wo er sich die Griffe an den Schreibtischschubladen genau ansah.

»Aha!« sagte er.

Fenton Prentice kam zur Tür.

»Jemand hat den Schreibtisch aufgemacht, nachdem wir heute früh weggegangen waren«, meldete Justus. »Jemand mit ganz normalen Menschenhänden! Die Paste ist verschmiert.«

Bob ging in die Küche und holte ein Papiertuch, und Justus wischte die Griffe sauber.

»Dürfen wir den Schreibtisch aufmachen?« fragte er Prentice.
»Selbstverständlich.«

Justus zog die oberste Schublade heraus. »Fehlt irgend etwas?« »Es fehlt nie etwas«, sagte Prentice. »Aber da hat sich jemand die Telefonrechnung angesehen. Die lag nämlich heute früh ganz hinten in der Schublade.«

»Und der unbekannte Täter hat dabei den Umschlag beschmiert. Bestimmt hatte er die Finger voller Paste.« Justus strahlte voller Zufriedenheit.

Darauf ging er durchs Wohnzimmer zur Wohnungstür. Dort bückte er sich und untersuchte den Türknauf.

»Auf den Knauf hatte ich keine Paste gestrichen«, erinnerte er seine Freunde, »aber jetzt sind darauf Spuren zu finden.«

»Damit ist klar, wie der ungebetene Schnüffler hier herauskam«, sagte Bob. »Er machte die Tür auf und ging raus.«

»Und sperrte hinter sich wieder ab«, sagte Justus. Er öffnete die Tür und überprüfte das Schubriegelschloß. Es wies ebenfalls Spuren der Paste auf. »Ja«, sagte er. »Da hat jemand einen Schlüssel.«

»Ausgeschlossen!« rief Fenton Prentice. »Das ist ein Spezialschloß, das ich eigens einbauen ließ. Dazu kann kein anderer den Schlüssel haben!«

»Und trotzdem hat irgendwer einen«, meinte Justus beharrlich. Sie schlossen die Tür wieder, und dann machten sie sich von neuem ans Durchsuchen der Wohnung. Weitere Spuren der Paste fanden sich am Spiegelschrank im Badezimmer.

»Der Eindringling hat sich Ihre Hausapotheke angeschaut«, erklärte Justus Mr. Prentice. Mr. Prentice gab einen empörten Laut von sich.

»Na, immerhin machen wir Fortschritte«, meinte Justus.

»Meinst du?« fragte Prentice.

»Aber sicher.« Die Worte des Ersten Detektivs klangen selbstbewußt. »Wir wissen, daß derjenige, der Sie da heimsucht, keine Schublade aufziehen konnte, ohne Flecken an den Fingern davonzutragen. Und im übrigen verließ er heute früh diese Wohnung auf normalem Weg, durch die Tür. Wir gehen jetzt in den Hof und setzen uns da hin und passen auf, und dann werden wir bald erfahren, wer es ist.«

»Und wenn es nun jemand ist, der gar nicht hier wohnt?« fragte Prentice.

»Ich bin ganz sicher, daß nur ein Mitbewohner in Frage kommt«, sagte Justus. »Jemand, der uns heute früh weggehen sah.«

Die Jungen verließen die Wohnung und gingen in den Hof hinunter. Sie setzten sich auf Stühle am Beckenrand und warten.

Das Mysterium des Mandala

»Das ist ein verrücktes Schwimmbad«, stellte Peter nach einer Weile fest.

Bob ging am Beckenrand in die Hocke und blickte durch das klare Wasser auf den Grund hinunter. Auf dem Beckenboden waren in willkürlicher Anordnung blaue und goldene Mosaikfliesen verlegt. »Ganz schön exklusiv. Erinnert mich an die Schwimmhalle im Hearst Castle in San Simeon.« Er tauchte die Hand ins Wasser und stellte fest, das Becken sei beheizt. Schritte hallten auf den Steinstufen, und das Eingangstor wurde geöffnet. Eine graue Katze sprang in den Hof, und hinterher kam ein hellhaariger Mann in weißem Pullover und kamelhaarfarbener Jacke. Er sah die Jungen ohne Interesse an, während er über den Hof zu einer Tür im hinteren Teil des Gebäudes ging. Die Katze lief ihm nach, mußte aber draußen bleiben, als der Mann seine Wohnung betrat. Nach wenigen Sekunden war er wieder da und stellte einen Futternapf auf die Steinplatten. Er blieb dabei und kauerte nieder, während die Katze gierig fraß.

»Hassell« flüsterte Bob. »Er ging gerade weg, als wir gestern abend hierherkamen.«

»Er hat wohl einen neuen Schützling aufgegabelt«, stellte Peter fest. »Einen, der noch nicht weiß, daß es pünktlich um fünf Abendessen gibt.«

Die Katze hatte den Napf leergefressen und trottete davon. Hassell trug den Napf in seine Wohnung zurück.

Wieder hörte man Schritte auf den Eingangsstufen, und wieder

öffnete sich das Tor. Der kräftige, nicht mehr junge Mann namens Murphy kam mit einer brennenden Zigarette herein. Er nickte den Jungen zu, lächelte und steuerte seine Wohnung an, die neben derjenigen Hassells lag. Ehe er die Tür erreicht hatte, ging diese auf. Ein junger Mann, etwa zwanzig Jahre alt, stand mit finsterem Gesicht im Türrahmen.

»Onkel John, kannst du keine zehn Sekunden ohne eine Zigarette auskommen?« fragte der Junge.

»Harley, laß mich in Frieden. Ich hatte heute viel um die Ohren. Wo ist mein Aschenbecher?«

»Den habe ich gespült und an den Beckenrand gestellt, die ganze Wohnung war verqualmt.«

Murphy drehte sich um und ging zu einem Tisch in der Nähe der Jungen. Er warf sich in einen Sessel, schnippte die Asche in eine große Aschenschale auf dem Tisch und rauchte weiter.

»Hoffentlich tyrannisiert ihr Jungen eure Eltern nicht derart«, sagte er zu den drei ???.

»Meine Eltern rauchen nicht«, sagte Peter.

Murphy knurrte vor sich hin. »Ich sollte es ja auch sein lassen«, bekannte er. »Na, ich passe wenigstens auf. Brandlöcher gibt's bei mir nicht. In meinem Büro habe ich noch so einen Aschenbecher. Auch wenn ich mal eine Zigarette vergesse und glimmen lasse, kann sie nicht herausfallen.«

Sorgfältig drückte er den Stummel aus, stand auf und trug die Aschenschale zu seiner Wohnung.

Als Murphy gegangen war, sah Peter über das Schwimmbecken zur Wohnung von Sonny Elmquist hinüber. »Ob Elmquist wohl zu Hause ist?« meinte er. »Die Vorhänge sind zugezogen. Sollten wir nicht einfach mal klingeln und –«

»Halt!« Justus Jonas richtete sich kerzengerade auf

Mrs. Boggle war in den Hof gekommen. Sie rieb mit einem Papiertuch an ihren Händen herum. »Kindern ist der Aufenthalt im Bereich des Schwimmbeckens ohne erwachsene Begleitpersonen untersagt«, verkündete sie schroff.

Justus würdigte sie keiner Antwort. Statt dessen stand er auf und trat vor die Frau hin.

»Mrs. Boggle, darf ich mir einmal Ihre Hände ansehen?«

»Was?«

»Ihre Hände, Mrs. Boggle!« Nun klang Justs Stimme lauter. Oben ging eine Tür auf, und Prentice trat auf den Balkon heraus. »Sie haben schwarze Flecken an den Händen!« sagte Justus.

Fenton Prentice kam die Treppe herunter.

»Ja . . . ja, richtig.«, sagte Mrs. Boggle. »Das muß in der Küche passiert sein.«

»Sie waren in Mr. Prentices Wohnung«, sagte Justus unerbittlich. »Sie haben seinen Schreibtisch geöffnet und seine Briefe durchstöbert und dann auch noch seine Hausapotheke aufgemacht. Wer hier spioniert, das sind Sie!«

Zum ersten Mal im Leben verschlug es Mrs. Boggle die Sprache. Hilflos starrte sie Justus an, und dann wurde sie feuerrot im Gesicht.

»Sie können reiben, soviel Sie wollen«, sagte Justus. »Die Flecken gehen nicht weg.«

Mr. Prentice tauchte hinter den Jungen auf und sagte: »Ich hätte gern ein paar Worte mit Ihnen gesprochen, Mrs. Boggle.« Der Ton seiner Stimme schien die Hausverwalterin wieder zur Fassung zu bringen. Sie wandte sich an Prentice und kreischte: »Wissen Sie, was diese unverschämten Bengel von mir behaupten?«

»Ja, und sie haben völlig recht!« entgegnete Prentice. »Aber das muß ja nun wirklich nicht jeder im ganzen Haus erfahren.« Er schritt auf die Hausmeisterwohnung zu. »Das machen wir beide unter uns aus.«

»Ich . . . ich habe keine Zeit«, sagte die Frau. »Ich . . . ich habe so viel zu tun, das wissen Sie doch.«

»Aber natürlich, Mrs. Boggle«, sagte Mr. Prentice. »Was hatten Sie denn als nächstes vor? Nachforschungen in den Mülltonnen oben an der hinteren Straße? Durchstöbern einer anderen Wohnung? Kommen Sie, Mrs. Boggle. Wir gehen hinein und unterhalten uns in aller Ruhe. Oder soll ich lieber meinen Anwalt verständigen?«

Mrs. Boggle japste nach Luft, aber sie ging in ihre Wohnung. Mr. Prentice lächelte den drei ??? zu. »Ich werde die Sache selbst in die Hand nehmen«, erklärte er. »Aber es wäre mir lieb, wenn ihr warten könntet.«

Er folgte Mrs. Boggle in die Wohnung und schloß die Tür. Justus, Peter und Bob blieben im Hof. Ein paar Minuten lang schwiegen sie. Sie konnten Mrs. Boggles Stimme hören, schrill und erbost, aber die Worte konnten sie nicht verstehen. Zwischendurch war es still, und die Jungen konnten sich Vorstellen, daß nun Mr. Prentice sprach – sanft, aber nachdrücklich und möglicherweise unter Drohungen.

»Er ist ein netter alter Herr«, sagte Peter, »aber ich möchte wetten, daß er ganz schön massiv werden kann, wenn ihm jemand auf die Zehen tritt.«

Eine Tür jenseits vom Schwimmbecken öffnete sich mit hartem Geräusch, und Sonny Elmquist kam heraus, die Augen vor der Sonne zugekniffen. Er trug eine abgewetzte Cordhose, ein Hemd, an dem mehrere Knöpfe fehlten, und keine Schuhe. Er gähnte.

»Guten Morgen«, sagte Justus.

Elmquist blinzelte und rieb sich die Augen. Die Jungen konnten sehen, daß er sich weder gewaschen noch gekämmt hatte. »Uaah!« sagte er. Fast wäre er beim Weitergehen gestolpert. Die Tür ließ er hinter sich offen. Er schien sich nicht recht entschließen zu können, ob er sich auf einen der Stühle bei den Jungen setzen sollte oder ob er einfach dastehen und untätig ins Becken schauen sollte.

Schließlich tat er keines von beiden. Er setzte sich auf den Fliesenbelag, legte die Beine übereinander und die Füße auf die Oberschenkel. Justus kannte die Haltung: es war die Lotus-Position der Yoga-Lehre.

»Guten Morgen«, sagte Justus noch einmal.

Der junge Mann wandte Justus das blaue Gesicht zu und starrte ihn eine Sekunde lang an. Seine Augen hatten keine bestimmte Farbe. Das Weiße war blutunterlaufen, als habe er zu wenig geschlafen.

»Ist es noch Morgen?« fragte er.

Justus sah auf die Uhr. »O nein. Es ist schon ein Uhr durch.« Sonny Elmquist gähnte wieder.

»Mr. Prentice sagte mir, daß Sie drüben an der Vermont Avenue in dem Supermarkt arbeiten, der nachts geöffnet ist«, sagte Justus.

Da kam ein wenig Leben in Elmquist. Er grinste. »Von Mitternacht bis morgens früh«, sagte er. »Manchmal ist es eine verflixte Schinderei, aber der Lohn ist höher, wenn man diese Schicht übernimmt. Und wenn es nichts zu tun gibt, kann ich lernen.«

»Besuchen Sie eine Schule?« fragte Justus.

Sonny Elmquist winkte ab, als seien Schulen die reinste Zeitverschwendug. »Das ist für mich längst vorbei«, erklärte er den Jungen. »Mein alter Herr wollte, daß ich studiere und Zahnarzt werde wie er selber. Danke, nichts für mich. Den ganzen Tag auf den Beinen sein, den Leuten im Gebiß herumstochern und sich Rückgratverkrümmung holen. Wozu denn? All das ist doch nur Illusion.«

»Illusion?« wiederholte Peter.

»Genau. Alles ist eine Illusion. Die ganze Welt. Wir sind alle wie eine Herde schlafender Tiere, die einen bösen Traum haben. Aber ich werde bald aufwachen!«

»Was lernen Sie denn?« wollte Justus wissen.

»Meditation«, sagte Elmquist. »Den Weg zur Endstufe des Bewußtseins.« Er streckte die Beine aus und stand auf, sichtlich erfreut darüber, daß ihm jemand zuhörte.

»Zur Zeit spare ich«, sagte er. »Ich möchte nach Indien reisen und mir einen Guru suchen. Dort gibt es die besten Lehrer. Also arbeite ich nachts, weil das mehr Geld bringt. Bald habe ich genug beisammen, und dann gehe ich nach Indien und bleibe drei oder vier Jahre dort, so lange man eben braucht, um . . . um wirklich alles zu wissen. Nicht daß es mir darum geht, alles über die Wissenschaft oder solche Dinge zu wissen – das hat keinen Sinn. Ich will wissen, wie man ohne irgendwelche Bedürfnisse leben kann. Das ist doch das einzig Richtige, findet ihr nicht auch?«

Bob sagte zweifelnd: »Na ja, ich meine, wenn Sie gar nichts mehr brauchen . . . wenn Sie alles haben, was Sie brauchen . . .«

»Nein, nein. Du hast keine Ahnung!« rief Elmquist.

»Nicht meine Kragenweite«, murmelte Peter vor sich hin.

»Es ist ganz einfach. Wünsche, Bedürfnisse – damit fängt das ganze Elend an. Nehmt den alten Prentice. Der sorgt sich doch nur um seine Besitztümer – seine Sammlung. In seinem

nächsten Leben wird er wahrscheinlich ein . . . eine Ratte sein!« »Na hören Sie mal!« rief Peter. »Er ist ein feiner alter Mann.« Sonny Elmquist schüttelte den Kopf. »Ich will ja gar nicht behaupten, daß er stehlen oder jemand angreifen würde, um sich zu bereichern, aber er sorgt sich eben ausschließlich darum, was er hat, und er will immer noch mehr. Er wird nie begreifen, daß er nur Einbildungungen nachjagt. Wißt ihr, daß er ein Mandala besitzt und nicht einmal ahnt, wozu man es benutzt? Er hängt es sich einfach an die Decke wie ein Bild.« »Was ist denn ein Mandala?« fragte Peter.

Elmquist flitzte in seine Wohnung und war gleich darauf mit einem kleinen Buch wieder da. »Ich hätte sehr gern eines«, sagte er voll Eifer. »Es ist eine Art symbolischer Darstellung des Kosmos. Wenn man davor meditiert, treten alle Täuschungen des Lebens in den Hintergrund, und man wird eins mit dem Universum.« Er öffnete das Buch und zeigte den Jungen eine starkfarbige Abbildung: sich überschneidende Dreiecke, die von einem Kreis umschlossen waren. Der Kreis wiederum war von einem Quadrat umgeben.

»So etwas habe ich in Mr. Prentices Wohnung nicht gesehen«, sagte Peter.

»Verständlich, wenn es an der Decke hängt!« meinte Bob.
»Aber wieso eigentlich an der Decke?«

»Weil die Wände bei ihm von oben bis unten voller Bücherregale sind«, erinnerte ihn Justus, stolz auf seinen Scharfblick. »Sein Mandala ist noch feiner ausgeführt als das hier«, erklärte Elmquist. »Es stammt aus Tibet, und darauf sind einige der alten Gottheiten abgebildet, die man dort verehrt.« Elmquist schloß das Büchlein. »Eines Tages werde ich mein eigenes Mandala haben«, sagte er. »Von einem Guru für mich gestaltet. Zur Zeit benutze ich einfach den Fernseher.«

»Was?« sagte Bob.

»Ja, den Fernseher«, wiederholte Elmquist. »Er hilft mir beim Sich-Versenken. Also – ich komm nach Hause, nachdem ich die ganze Nacht lang im Supermarkt an der Kasse sitze und zusehen muß, daß meine Abrechnung stimmt, und da fühle ich mich wie eingesperrt. Also schalte ich den Fernseher ein, aber ohne Ton, kapiert? Dann starre ich auf eine Stelle in

der Mitte des Bildschirms, manchmal auch in eine Ecke des Bildes. Ich gebe mich gar nicht damit ab, das Programm zu verfolgen – ich schaue nur auf die wechselnden Farben. Und bald fühle ich mich meilenweit weg vom Supermarkt und von allem anderen.«

»Dann sind Sie eingeschlafen«, sagte Bob vorwurfsvoll.

Elmqist sah leicht beschämt drein. »Das . . . das ist das Problem beim Meditieren«, bekannte er. »Manchmal kommt ein solcher Friede über mich, daß ich wirklich einschlafe und . . .« Mitten im Satz brach er ab. Mr. Prentice war aus Mrs. Boggles Wohnung gekommen und stand am Fuß der Treppe. Er sah zu den drei ??? hin.

»Tut mir leid«, sagte Justus Jonas zu Elmqquist. »Wir müssen jetzt gehen.«

»Na, dann kommt mal zu mir rein, wenn ich zu Hause bin«, sagte Elmqquist einladend. »Wenn ich nicht gerade meditiere. Dann werde ich euch gern mehr über das Mandala erzählen und über den . . . den Trip, den ich vor habe.«



Ein überdurchschnittlicher Spürsinn wäre Sonny Elmqquist durchaus zuzutrauen – möglicherweise könnte er ihn den drei ??? bei der Aufklärung der jetzt noch ungelösten Rätsel zur Verfügung stellen? Doch Justus hat vermutlich nach so flüchtiger Bekanntschaft nicht genügend Vertrauen zu einem jungen Mann, dem doch einige befremdliche Züge und Ansichten zu eigen scheinen. Sollen wir uns vorläufig darauf einigen, Sonny Elmqquist mit einem Fragezeichen zu versehen?

Die Jungen gingen zu Prentice hinüber. Als sie bei ihm in der Wohnung waren, setzte sich der alte Herr in einen seiner niedrigen Sessel.

»Mrs. Boggle hatte also doch einen Schlüssel zu dieser Wohnung hier?« ging Justus gleich aufs Thema los.

»Ja, tatsächlich«, gab Prentice zu. »Ihr hattet recht, als ihr gleich zu Anfang meintet, es müsse einen zweiten Schlüssel

geben. Dieses elende Weib! Ich habe eine Sonderklausel in meinem Mietvertrag, wonach der Hausmeister meine Wohnung unter keinen Umständen betreten darf. Ich könnte also die Martin Company benachrichtigen, die Gesellschaft, der das Haus gehört.«

»Wie ist sie zu dem Schlüssel gekommen?« fragte Bob.

»Ganz einfach. Als ich vor zwei Monaten in Europa war, ließ sie einen Mann vom Schlüsseldienst kommen, den sie ja öfter in Anspruch nehmen muß. Er fragte nicht lange nach einer Vollmacht. Sie sagte ihm, sie hätte den Schlüssel zu dem Türschloß hier verloren, und sie müßte in die Wohnung und die Leitungen nach einem Rohrbruch absuchen. Er schraubte das Schloß ab und fertigte einen Schlüssel für sie an, und dann setzte er das Schloß wieder ein.«

»Eine eigenartige Frau«, meinte Justus.

»Eigenartig bis an die Grenze des Zwanghaften«, meinte Fenton Prentice zustimmend. »Damit wäre also das Rätsel gelöst, wer in meinem Schreibtisch herumstöbert und in meinen Papieren schnüffelt. Den Schlüssel habe ich ihr natürlich abgenommen. Und euch dreien bin ich wirklich dankbar.«

Mr. Prentice lächelte den Jungen verschämt zu und sagte noch: »Es erleichtert mich nämlich sehr, jetzt zu wissen, daß Mrs. Boggle hier der Eindringling war. Ich meine, daß ein normales menschliches Wesen hier ein- und ausging. Diese Lichtblitze habe ich mir wohl doch nur eingebildet. Es ist geradezu lächerlich! Die Vorstellung, daß jemand meine Wohnung heimsucht, hatte mich so aufgebracht, daß ich wohl ein bißchen verrückt gespielt habe! Mrs. O'Reillys Geistergeschichten haben vermutlich auf mich abgefärbt.«

Er schüttelte den Kopf, als wundere er sich über seine eigene Torheit.

Justus saß da und knetete seine Unterlippe – das Zeichen dafür, daß er eifrig überlegte – und blickte den alten Mann eindringlich an. Schließlich lächelte er und sagte: »Das wär's dann also. Es freut uns, daß wir Ihnen behilflich sein konnten.« Er stand auf, um zu gehen. »Übrigens, Mr. Prentice, haben Sie ein Mandala?«

»Ja – ja doch. Woher wißt ihr davon? Möchtet ihr es sehen?«

Justus nickte, und der Mann ging ins Arbeitszimmer voraus und wies auf ein gerahmtes Bild hinter Glas, das an der Decke über einer Couch hing. Es war ein kompliziertes Diagramm in bunten Farben. Ein Kreis, mit Schnörkeln geziert, umgab ein Quadrat. In den vier Ecken waren orientalische Gottheiten oder Dämonen zu sehen. Die Mitte war aus Dreiecken gestaltet, die einander überschnitten und überlagerten und kleinere Kreise umschlossen, in die winzige Geschöpfe gemalt waren. Prentice sagte: »Das gehörte einmal einem jungen Künstler, den ich kannte und der in Tibet gewesen war. Es war eigens für ihn gemalt worden. Das ist aber schon lange her. Er ist nun schon viele Jahre tot, und ich habe das Mandala aus seiner Hinterlassenschaft erworben. Ich bewundere es immer wieder als Meisterwerk künstlerischen Ausdrucks, obwohl ich von den Religionen des Ostens wenig weiß.«

»Mr. Prentice, war Sonny Elmquist jemals in dieser Wohnung?« erkundigte sich Justus Jonas.

»Nie«, sagte Prentice. »Außer dem bösartigen Exemplar der Gattung Weib, das dieses Haus verwaltet, war noch kein Mensch aus der Mietergemeinschaft hier. Wie ihr wißt, schätze ich meine Intimsphäre über alles. Und dem jungen Elmquist würde ich niemals meine Tür öffnen. Der steckt doch voll unausgegorener Phantasien. Und besonders reinlich ist er auch nicht.«

»Das letztere stimmt«, bestätigte Justus. »Haben Sie das Mandala einmal zu irgendeiner Arbeit außer Haus gegeben? Ist es vielleicht erst kürzlich gerahmt worden?«

Prentice schüttelte den Kopf. »Es hängt seit mehr als zehn Jahren hier an der Decke. Es wurde nur einmal abgenommen, als die Decken neu gestrichen wurden. Wieso?«

»Wie kann dann Sonny Elmquist wissen, daß Sie ein Mandala besitzen?«

»Das weiß er?«

»Ja, eben. Er weiß sogar, daß es aus Tibet stammt. Er hat ein Buch mit einem Bild darin, das ähnlich aussieht, nur viel einfacher.«

Prentice zuckte die Achseln. »Ich kann nur vermuten, daß diese lästigen Zeitungen einmal erwähnten, daß sich in meiner

Sammlung ein Mandala befindet. Meine Freunde, die Kunstexperten, wissen es natürlich.«

Justus nickte und ging zur Tür.

»Hör mal, Justus«, sagte Mr. Prentice liebenswürdig. »Nun begib dich bloß nicht auf die Suche nach einem neuen Mysterium hier! Eines genügt vollauf!«

»Da haben Sie recht, Mr. Prentice«, bestätigte Justus. »Aber rufen Sie uns an, wenn Sie wieder Probleme haben.«

»Das tue ich bestimmt.« Mr. Prentice reichte jedem zum Abschied die Hand und geleitete die drei ??? hinaus.

Die Jungen gingen im Gänsemarsch treppab und zur Straße vor.

»Na also!« rief Peter, als sie zur Bushaltestelle gingen. »Den Fall haben wir ja in Rekordzeit gelöst! Was machen wir jetzt mit dem Rest unserer Weihnachtsferien?«

»Vor allem vom Schrottplatz der Firma Jonas fernbleiben«, empfahl Bob. »Tante Mathilda würde uns liebend gern voll auslasten! Du kannst dich leider nicht drücken, Just.«

»Mhmmm«, machte Justus. Er war mit seinen Gedanken woanders, und auf dem ganzen Heimweg nach Rocky Beach sprach er kaum ein Wort.

Als die Jungen sich vor dem Schrottplatz trennten, sagte Justus plötzlich: »Bitte bleibt möglichst nah am Telefon, Freunde. Die drei Detektive bekommen vielleicht bald wieder Arbeit. Ich glaube nämlich, daß wir mit Fenton Prentice keineswegs schon fertig sind!«

Er lächelte geheimnisvoll und winkte zum Abschied.

Licht in der Kirche

Tante Mathilda begann zu schimpfen, sobald sie Justus das Betriebsgelände betreten sah.

»Heute früh bist du einfach weggegangen, ohne mich überhaupt zu fragen! Einen Zettel schreiben und ans Kopfkissen heften ist nämlich noch lange nicht das gleiche, als wenn du

mir selber sagst, wo du hingehst! Justus, ich hatte ja Pläne gemacht --«

»Um Weihnachten ist das Geschäft doch immer etwas flau«, stellte Justus fest. »Und jetzt bin ich ja da. Heute kann ich noch einiges tun.«

»Das möchte ich hoffen«, knurrte Tante Mathilda. »Dein Onkel hat gerade eine ganze Wagenladung Haushaltsgeräte angefahren. Sieh zu, was repariert werden kann. Wahrscheinlich wirst du wieder die Hälfte davon für den Eigenbedarf kaufen.« Justus grinste. Er hielt beständig Ausschau nach altem Trödel, der sich zu Hilfsmitteln für das Detektivunternehmen umarbeiten ließ. Die Zentrale war voller Geräte, die er aus allem möglichen Zeug umgebaut und zusammengebastelt hatte – Walkie-Talkies, ein Lautsprecher fürs Telefon, ein Tonbandgerät, ein Periskop. Das meiste Geld, das Justus mit der Arbeit im Betrieb verdiente, ging für diese Dinge wieder drauf.

Den Nachmittag über sah Justus höchst zufrieden die neuesten Erwerbungen seines Onkels durch und legte ein paar Sachen, von denen er sich Nutzen versprach, zur Seite. Um sechs ging er zum Abendessen über die Straße ins Wohnhaus. Eine Stunde später klingelte das Telefon.

Tante Mathilda nahm ab und verkündete: »Es ist für dich, Justus.«

Justus Augen leuchteten, als er den Hörer entgegennahm.

»Justus? Bist du es?« sagte eine bebende Stimme. »Hier Fenton Prentice. Justus, du wirst es nicht glauben, aber . . . aber in meiner Wohnung spukt es noch immer!«

»Aha«, entgegnete Justus gelassen.

»Als du die Boggle in die Falle gelockt hattest, war ich sicher, daß ich mir diesen Lichtschein nur eingebildet hatte«, fuhr Prentice fort. »Aber da hatte ich mich geirrt! Ich habe ihn vor einer Stunde wieder gesehen, in meinem Arbeitszimmer! Entweder werde ich langsam verrückt, oder es spukt wirklich bei mir!«

»Sollen wir heute abend noch einmal in die Stadt kommen?«

»Ja, bitte. Es wäre mir sogar sehr angenehm, wenn du mit deinen Freunden bei mir übernachten könntest. Normalerweise lege ich keinen Wert auf Besuch, aber . . . also ich ertrage

das Alleinsein einfach nicht mehr! Ich sitze da und frage mich, wann diese Dinge das nächste Mal auftreten – und das hält man ja nicht aus!«

»Wir kommen zu Ihnen, sobald wir können«, versprach Justus. »Justus, mußt du dich denn dauernd absetzen?« beklagte sich Tante Mathilda, als Justus aufgelegt hatte. Aber als er kurz von dem bejahrten, verängstigten Klienten der drei ??? berichtet hatte, zeigte Mrs. Jonas auch Mitgefühl.

»Der arme Mann!« sagte sie. »Es ist schon schlimm genug, alt zu sein – und dazu noch allein. Geht ihr nur hin und bleibt bei ihm, so lange er euch braucht. Dein Onkel kann euch in die Stadt fahren.«

Justus rief Peter und Bob an. Kurz darauf drängten sich die Jungen in den Laderaum des kleinen Transporters von Onkel Titus, und ab ging es nach Los Angeles.

»Na, Just, du hast mal wieder recht behalten«, sagte Peter, während er sich eine bequeme Sitzhaltung suchte. »Wie konntest du wissen, daß wir noch mal von Prentice hören würden?«

»Weil ich davon überzeugt war, daß er sich diesen Lichtschein in seiner Wohnung nicht nur einbildete. Ich habe ihn ja selber gesehen.«

»Du?« rief Bob. »Wann?«

»Gestern, in Mr. Prentices Arbeitszimmer. Da zuckte es im Halbdunkel auf wie ein greller Blitz. Ich habe euch dann gerufen.«

»Ja, und ich bin reingegangen«, sagte Peter. »Aber du sagtest doch dann ganz klar, es sei nur ein Reflex gewesen.«

»Zu diesem Zeitpunkt schien mir das die einzige logische Folgerung. Später war ich mir dann nicht mehr so sicher. Sobald ich diesen Sonny Elmquist zu Gesicht bekam.«

»Da war er dir nicht geheuer, das habe ich gemerkt« erinnerte sich Bob.

»Eben«, sagte Justus. »Wäre es nicht möglich, daß Sonny Elmquist Mr. Prentice belästigt – was auch immer der Bursche in der fremden Wohnung will?«

Bob und Peter saßen schweigend da und überlegten. Schließlich sagte Bob: »Aber wie hätte er hineinkommen sollen? Die Tür ist doch sicher immer abgeschlossen.«

»Ich weiß es nicht«, gab Justus zu. »Ich bin ja gar nicht sicher, daß der, den Prentice vielleicht gesehen hat, Elmquist war. Aber außer Mrs. Boggle konnte sich noch irgend jemand anders Zutritt zu der Wohnung verschaffen. Und das müssen wir jetzt herauskriegen.« Noch ehe seit dem Anruf eine Stunde vergangen war, standen die drei ??? vor Mr. Prentices Tür. »Dem Himmel sei Dank, daß ihr da seid«, sagte Prentice. »Ich bin mit den Nerven völlig fertig.«

»Begreiflich«, meinte Justus dazu. »Dürfen wir uns bei Ihnen umsehen?«

Prentice nickte, und Justus strebte geradewegs zum Arbeitszimmer. Die Schreibtischlampe warf einen warmen Schein in eine Ecke des Raumes und beschien herrlich gebundene Bücher auf Regalen und ein paar chinesische Porzellanfiguren. Das Mandala an der Decke lag im Zwielicht. Justus starnte das geheimnisvolle Muster an, runzelte die Stirn und zupfte an seiner Unterlippe.

Und wieder, genau wie am Abend zuvor, hatte er plötzlich den Eindruck, daß es im Raum hell aufblitzte.

Justus fuhr herum.

Im Halbdunkel an der Decke hing das Mandala. Und doch – war es nicht eben taghell erleuchtet gewesen? Der Erste Detektiv raste zur Wohnungstür vor, wobei er den anderen im Vorüberflitzen einen mächtigen Schrecken einjagte, und stürzte auf den Balkon hinaus.

Unten im Hof lag das Schwimmbecken wie ein Strudel aus Gold und Blau, und die Scheinwerfer sandten bernsteingelbe Strahlen an den Hauswänden hoch. Justus konnte die Fenster von Sonny Elmquists Wohnung sehen. Die Vorhänge waren nicht zugezogen. Helles Geflimmer deutete darauf hin, daß in Elmquists Wohnzimmer der Fernsehapparat eingeschaltet war. Justus konnte Elmquist jedoch nicht sehen.

»Was ist denn?« flüsterte Bob hinter Justus.

»Da war es wieder«, murmelte Justus. Er spürte, wie er zitterte, und mutig machte er sich klar, daß das nur von der Kühle des Abends herrührte. »Im Arbeitszimmer. Ich war da drin und sah mich um, und da blitzte es wieder. Ich hätte schwören können, daß Sonny Elmquist damit zu tun hatte. Ich will

doch mal sehen -«. Er ging wieder in die Wohnung, trat ins Arbeitszimmer und sah aus einem der Fenster hinunter. Eine Gestalt verschwand im Finstern. Ein schlanker Mann . . . Justus sah über die Schulter zur Tür des Arbeitszimmers zurück. Dort stand Fenton Prentice und bebte am ganzen Körper. »Du hast ihn gesehen, nicht wahr?« fragte Prentice. »Du hast ihn gesehen, also werde ich wenigstens nicht verrückt.« Die Jungen gingen wieder in die Wohnung und schlossen die Tür. »Nein, Mr. Prentice, Sie werden nicht verrückt«, sagte Justus. »Ich glaube, ich habe eben auf der Straße Sonny Elmquist gesehen. Man soll nicht einfach Verdächtigungen äußern. Aber es könnte Elmquist gewesen sein.« Justus schüttelte verwirrt den Kopf. »Mr. Prentice, was wissen Sie Genaues über Elmquist?«

»Sehr wenig«, sagte Prentice. »Er wohnt erst seit etwa sechs Monaten hier.«

»Haben Sie jemals in Ihrer Wohnung einen Lichtschein bemerkt, ehe Elmquist hier einzog?« fragte Justus. Prentice überlegte kurz, dann schüttelte er den Kopf. »Nein. Diese Erfahrung ist für mich verhältnismäßig neu.«



Oben in der Wohnung blitzt es – und drunten auf der Straße verschwindet in der Dunkelheit einer, der Sonny Elmquist sein könnte. Einige Gedanken über diesen Reflex im Augenwinkel müssen wir uns nun wohl oder übel machen. Nur – Prentices Wohnung liegt sechs Meter hoch über der Straße, und um einen Lichtblitz, der den Anwesenden in die Augen oder doch Augenwinkel fällt, durch ein Fenster dieser Wohnung zu schicken, müßte sich der »Blitzer« ja erheblich über dem Straßenniveau befinden. Einfallsinkel gleich Ausfallsinkel – erinnert ihr euch? Doch einen schwebenden Elmquist hat Justus gewiß nicht gesichtet, als er aus dem Fenster blickte. Mancher schaut hilfesuchend zur Decke, wenn er mit einem Problem nicht weiterkommt. Justus hingegen nicht . . .

»Elmquist interessiert sich für Ihr Mandala«, sagte Justus. »Sind Sie sicher, daß Sie ihm nie davon erzählt haben?«

»Ganz sicher«, sagte Prentice. »Der junge Mann wirkt nicht gerade einladend, und ich meide den Umgang mit ihm. Miss Chalmers hat mir einmal kurz von ihm berichtet. Sie ist eine gesellige junge Frau, aber aus Elmquist macht sie sich auch nichts. Sie schwimmt jeden Abend, weil sie abnehmen möchte, und er kommt oft heraus und setzt sich an den Beckenrand und versucht mit ihr ins Gespräch zu kommen. Sie findet ihn ›nicht ganz geheuer‹.«

»Ich weiß, daß es kaum denkbar ist, aber es muß da einen Geheimgang geben«, äußerte sich Bob entschieden.

»Sehr unwahrscheinlich«, sagte Justus, »aber ganz ausschließen können wir die Möglichkeit nur durch eine Untersuchung.«

Daraufhin begannen die Jungen zu suchen, zunächst im Arbeitszimmer. Sie fanden keinen Geheimgang. Das große Appartementhaus war zwar nicht neu, aber solide gebaut, und die Wände und Fußböden waren massiv. Allem Anschein nach gab es keine Möglichkeit, daß jemand in die Wohnung eindringen konnte – es sei denn durch die Tür.

»Gespenstisch«, sagte Bob.

Prentice nickte. »Ich wohne schon lange hier und mag diese Wohnung, aber jetzt muß ich mir wohl doch etwas anderes suchen. Dieses Gefühl, beobachtet zu werden, ertrage ich einfach nicht.«

Etwas Ungewohntes trat an diesem Abend nicht mehr ein. Prentice wurde müde und zog sich in sein Schlafzimmer zurück. Die Jungen beschlossen, umschichtig Nachtwache zu halten. Bob machte sich ein Lager auf dem Sofa im Wohnzimmer zurecht und Peter auf einer Liege im Arbeitszimmer.

Justus, der die erste Wache übernommen hatte, saß mit dem Rücken zur Wohnungstür und lauschte.

Nach elf Uhr gab es nicht mehr viel zu hören. Der Verkehrslärm auf der Straße war längst verebbt; Paseo Place war keine Durchfahrtsstraße. Justus nahm ein schwaches Plätschern wahr, das durch die Türritzen zu ihm drang, und vermutete, daß Miss Chalmers ihr kühles abendliches Bad nahm.

»Just?« Peter war aus dem Arbeitszimmer gekommen. »Komm mal rüber! Ich will dir was zeigen.«

Justus folgte ihm zum Fenster des Arbeitszimmers. Peter zeigte hinaus. »Da ist Licht in der Kirche«, sagte er.

Er hatte recht. In dem bunten Glasfenster, das Prentices Wohnung am nächsten lag, leuchteten die Farben hell auf, und dann wurde es wieder dunkel.

»Könnte der Pfarrer sein. Vielleicht schaut er nach, ob abgeschlossen ist«, meinte Justus. »Aber andererseits . . .«

»Na, was denn?« fragte Peter.

»Vielleicht ist es auch nicht der Pfarrer. Ich werde mal nachsehen.«

»Ich komme mit«, sagte Peter.

»Nein. Du bleibst hier und beziehst Posten an der Tür«, befahl Justus. »Ich bin gleich wieder da.«

Justus holte sich seine Jacke aus dem Garderobenschrank, schloß die Tür auf und trat auf den Balkon hinaus. Im Hof waren die Lampen jetzt abgeschaltet, und im Schwimmbecken war niemand. Justus fröstelte. Rasch lief er treppab.

Als er an der Straße angelangt war, sah er das geheimnisvolle Licht kurz an einem Fenster aufflackern. Justus ging zur Kirchentreppe und versuchte es an einer Tür. Sie war nicht einmal verriegelt. Er drückte, und sie schwang auf.

Er trat in fast völlige Finsternis ein. Vorn beim Altar brannte eine einzige Kerze. Justus hatte den Eindruck, daß sie von einer schwarzgekleideten Gestalt gehalten wurde. Die Flamme flackerte im Windzug.

Die Gestalt, die das Licht hielt, wandte sich um. Die Augen des Mannes konnte er nicht sehen. Oben an dem schwarzen Gewand war ein weißer Rand – ein Kragen wie an der Soutane eines Geistlichen.

Der Mann blieb stumm. Er stand da und starrte über die Kerzenflamme hinweg Justus Jonas an.

»Entschuldigen Sie, Herr Pfarrer«, sagte Justus. »Ich sah von draußen Licht und wollte nachsehen, ob alles in Ordnung ist.«

Der Mann löschte seine Kerze mit einer raschen Handbewegung. »Herr Pfarrer?« sagte Justus. In der Kirche war es jetzt

ganz dunkel. Justus spürte am Hinterkopf ein beunruhigendes prickeln. Er trat einen Schritt zurück, auf die Tür zu.

Da erfaßte der Zugwind die Tür und warf sie hinter ihm ins Schloß.

Und plötzlich wurde Justus unsanft angerempelt! Er stolperte, blieb mit der Fußspitze an einer Bank hängen und bekam noch einen Stoß. Zwischen zwei Bankreihen taumelte er zu Boden.

im Finstern hörte er, wie die Kirchentür aufging. Dann schlug sie wieder zu, und der Schlüssel wurde im Schloß umgedreht. Justus rappelte sich mühsam hoch und tastete sich bis zur Tür hin. Er griff nach dem Knauf, drehte und rüttelte.

Die Tür gab etwas nach, ließ sich aber nicht öffnen.

Justus war eingesperrt!

Der verschwundene Heilige

Justus tastete sich an der Wand neben der Tür entlang. Er spürte den Lichtschalter und drückte darauf. Die Deckenbeleuchtung ging an.

Langsam, mit hastigen Blicken nach rechts und links, bewegte sich Justus von der Tür weg. Er ging den Mittelgang vor bis zu der Stelle, wo er den bleichen Geistlichen mit der Kerze gesehen hatte.

Da war niemand.

Rasch durchschritt Justus den Kirchenraum. Links vom Altar führte eine Tür zu einem kleinen Raum, wo Schränke und Kommoden mit Tüchern und Gewändern standen. An der hinteren Wand dieses Zimmers war noch eine Tür, die – so vermutete Justus – ins Freie führte.

Sie war abgeschlossen.

»Ich finde«, sagte Justus zu sich, »jetzt wäre es an der Zeit, Alarm zu schlagen.«

Er lief zum Portal zurück und fing an, gegen die Tür zu hämmern.

»Hilfe!« schrie er. »Ich bin eingesperrt! Hilfe!«

Er hielt inne und horchte kurz, dann hämmerte er mit den Fäusten weiter.

»Peter!« brüllte Justus. »Pfarrer McGovern! Hilfe!«

Wieder wartete er. Und wieder Schreien, wieder Warten.

»Gehen Sie bloß nicht da rein, Herr Pfarrer!« sagte vor der Kirche eine Frau.

»Aber Mrs. O'Reilly!« Justus erkannte die Stimme von Pfarrer McGovern. »So einfältig bin ich nun auch wieder nicht. Die Polizei wird ja jeden Augenblick hier sein und –«

»Pfarrer McGovern!« brüllte Justus. »Ich bin's – Justus Jonas! Jemand hat mich hier eingesperrt!«

»Justus Jonas?« Die Stimme des Pfarrers klang verdutzt.

Justus hörte vom Wilshire Boulevard her eine Polizeisirene. Er lehnte sich gegen die Tür und sah sich noch einmal gründlich in der Kirche um. Der Pfarrer würde mit Sicherheit die Tür nicht vor dem Eintreffen der Polizei aufschließen. Und Justus wußte, daß ein Polizeiverhör nicht gerade angenehm sein würde. Er starrte mit finsterem Blick den Gang entlang. Die Sirene kam immer näher, und plötzlich riß der Heulton ab.

Ein Schlüssel wurde ins Schloß gesteckt. Die Tür ging auf. Da stand der Pfarrer im Bademantel, neben ihm Mrs. O'Reilly. Ihr langes graues Haar war zu einem Zopf geflochten, der ihr über die eine Schulter hing.

»Bitte machen Sie Platz«, sagte ein Polizist hinter ihr.

Sie trat einen Schritt nach links, und Justus starnte in die Augen eines jungen Streifenbeamten. Es war einer der Männer, die am Vorabend die Kirche durchsucht hatten. Sein Kollege neben ihm hatte die Pistole im Anschlag.

»Na?« fragte der erste Polizist.

Justus wies auf die Stelle, wo er glaubte, daß der Pfarrer mit der Kerze gestanden hatte.

»Ich sah Licht in der Kirche«, erklärte er. »Da lief ich herüber, um nachzuforschen, und als ich hereinkam, sah ich da vorn einen Pfarrer. Und dann schlug mich jemand nieder und ging hinaus und sperrte die Tür ab.«

»Du bist hergekommen, um nachzuforschen?« fragte der zweite Mann.

»Ja, ich war bei Mr. Prentice in der Wohnung«, sagte Justus.
»Ach ja – richtig!« sagte Pfarrer McGovern. »Du warst heute früh mit Mr. Prentice auf der Straße. Aber heute abend hast du in dieser Kirche keinen Pfarrer gesehen. Die Kirche ist seit sechs Uhr abgeschlossen. Mein Vikar ist verreist. Unmöglich, daß du in der Kirche einen Geistlichen gesehen hast.« »O doch!« rief Mrs. O'Reilly. »Das wissen Sie genau!«

»Aber Mrs. O'Reilly, der alte Pfarrer spukt doch nicht hier in der Kirche«, beschwichtigte McGovern.

»Augenblick bitte!« rief jemand hinter den Polizisten. Peter war auf dem Gehweg herangekommen, zusammen mit Fenton Prentice.

»Der junge Mann ist mein Gast«, sagte Mr. Prentice. »Er übernachtet heute mit seinen Freunden bei mir. Und das ist Peter Shaw. Wie er sagt, ist er vor kurzem aufgewacht und sah ein Licht in der Kirche. Er machte Justus darauf aufmerksam, und Justus ging los, um die Sache zu untersuchen.«

Der zweite Polizist sah mit merklicher Mißbilligung von Justus zu Peter und dann zu Mr. Prentice hin.

»Schlimm genug, daß ihr Bengel Räuber und Gendarm spielt«, sagte er, »aber daß euch auch noch ein Erwachsener in Schutz nimmt!«

Mr. Prentice erstarrte, dann schnaubte er verächtlich.

»Aber da war doch Licht in der Kirche«, sagte Peter.

»Und es war auch jemand hier drin«, setzte Justus hinzu.

»Ein Mann in Schwarz mit einem weißen Kragen, wie Sie ihn tragen, Herr Pfarrer. Er stand da vorn und hielt eine Kerze in der Hand.«

»Barer Unsinn«, entgegnete der Polizist. »Und für dich, Junge, kann ich nur hoffen, daß nichts fehlt.«

»Doch, es fehlt etwas«, sagte Justus. »Etwas, das gestern abend noch hier in der Kirche war.«

Er sah den Pfarrer fragend an. »Dort drüben war eine Statue.« Er zeigte hin. »Am Ende dieses Seitengangs, gleich neben dem Fenster. Der dargestellte Mann trug einen grünen Umhang und eine hohe, spitz zulaufende Mütze. Er hielt einen Stab.« Die beiden Polizisten traten hastig in den Kirchenraum und starnten hin. »Zum Kuckuck, er hat recht!« rief der jüngere.

»Gestern abend war ich hier, und da stand tatsächlich eine Figur – wahrscheinlich St. Patrick. Wird der nicht immer in grünem Gewand abgebildet, mit einer Bischofsmütze – wie heißt die noch gleich?«

Pfarrer McGovern starnte auch hin. »Eine Mitra«, sagte er leise. »St. Patrick trägt immer Mitra und Bischofsstab.«

»Ja, und was ist nun mit der Statue?« fragte der junge Polizist verblüfft.

»In dieser Kirche war noch nie eine Statue des heiligen Patrick«, sagte Pfarrer McGovern. »Das hier ist die Kirchengemeinde St. Jude. Er ist der Schutzpatron des Unmöglichen.« »Trifft sich ja gut«, meinte der andere Polizist sarkastisch. »Ihre Haushälterin glaubt den Geist des früheren Pfarrers zu sehen, was unmöglich ist, und dieser Junge hier sieht ihn, was auch unmöglich ist, und wir sehen gestern abend hier eine Statue, die nie hier war, also ist das ebenfalls unmöglich. Sie haben nicht zufällig irgendwo eine Bischofsmütze versteckt?«

Pfarrer McGovern erschrak sichtlich. »Gestern waren eine Bischofsmitra und ein Stab in der Kirche«, sagte er unvermittelt. »Wieso das?« fragte der Polizist.

»Wir hatten eine Aufführung«, erklärte der Pfarrer. »Für Weihnachten. Die Kinder haben sie für die Eltern eingeübt. Und zwar hier in der Kirche, so wie man im Mittelalter Mysterienspiele aufführte. Sie stellten die Geburt Christi dar und die drei Weisen aus dem Morgenland, und ganz zum Schluß kamen all die berühmten Heiligen dazu. St. Patrick natürlich auch. Er ist ja sehr beliebt. Für ihn hatten wir einen Stab und einen grünen Umhang. Heute habe ich alles wieder in den Kostümfundus zurückgebracht.«

»Aha!« sagte Justus Jonas. »So ging das also aus mit dem Einbrecher!«

»Wie?« sagte ein Polizist verständnislos.

»Das ist doch ganz logisch«, sagte Justus in überlegenerster Manier. »Gestern abend wimmelte die Gegend hier nur so von Polizisten, und alle suchten einen Mann, der in ein Haus in der Parallelstraße eingebrochen hatte. Dieser Mann versteckte sich in der Kirche. Als er ahnte, daß nun auch die

Kirche durchsucht werden würde, legte er rasch den Umhang um, setzte sich die Mitra auf und stellte sich als Heiligenstandbild an die Wand. Als Sie hier drinnen nach ihm suchten, waren Sie ihm so nahe, daß Sie ihn hätten berühren können.« Die beiden Polizisten machten große Augen.

»Natürlich erschrak er, als der Mesner von der Empore herunterkam«, fuhr Justus fort. »Und möglicherweise war er zu jeder Verzweiflungstat fähig, als der Mesner nach der Durchsuchung nochmals in die Kirche kam. Denn ihm würde es ja auffallen, wenn da plötzlich eine Statue stand, wo noch nie eine gewesen war, oder etwa nicht? Pfarrer McGovern, konnte sich der Mesner noch erinnern, was sich wirklich abspielte, als er seine Verletzung davontrug?«

Der Pfarrer schüttelte den Kopf. »Er glaubt, er sei gestolpert. Er hat eine schwere Gehirnerschütterung und einen Schock.« »Vielleicht hat ihn jemand niedergeschlagen«, stellte Justus nachdrücklich fest. »Er schaltete ein paar Lampen aus, aber auch dann kann der Einbrecher noch befürchtet haben, man könne ihn entdecken. Vielleicht hat er sich von hinten an den Mesner angeschlichen und –«

Der Pfarrer Bob die Hand und unterbrach Justs Redefluß. »Ich hätte mit ihm zusammen herkommen sollen«, sagte er. »Der arme Kerl!«

»Es gefällt mir gar nicht, wie sich das im Protokoll ausnehmen wird«, sagte einer der Polizisten. »Ein Einbrecher, der sich als Statue tarnt! Ein Junge, der behauptet, er hätte einen Geist gesehen!«

»Ich sah einen dunkelgekleideten Mann mit einem weißen Kragen«, stellte Justus richtig. »Ich sagte nicht, ich hätte einen Geist gesehen.«

»Wie sollte aber ein gewöhnlicher Sterblicher hier hereinkommen?« fragte die Haushälterin. »Die Tür war abgeschlossen. Sie hörten selbst, wie Pfarrer McGovern das sagte. Es war der Alte – die arme Seele, die nicht zur Ruhe kommt!«

»Er ist mit einem Schlüssel hereingekommen«, entschied der zweite Polizist. »Es kann nicht anders sein, denn als er wieder hinausging, schloß er die Tür ab. Herr Pfarrer, wer besitzt Schlüssel zu dieser Kirche?«

»Ich natürlich«, sagte der Pfarrer. »Und Mrs. O'Reilly . . . und der Vikar . . . und natürlich Earl. Ich glaube, sein Schlüsselbund ist bei seinen Sachen im Krankenhaus. Und im Pfarrhaus ist noch ein Satz Reserveschlüssel, falls jemand die seinen verliert. Im Garderobenschrank unten in der Diele. Dort hängen sie an einem Haken.«

»Tatsächlich, Herr Pfarrer?« fragte Justus.

Pfarrer McGovern machte kehrt und lief rasch ins Pfarrhaus. Nach wenigen Minuten war er wieder da.

»Sie sind weg«, sagte er.

Alle schwiegen.

»Es . . . es ist ziemlich leichtsinnig, einen Satz Schlüssel an einem solchen Platz aufzubewahren«, gab der Pfarrer zu. »Ins Pfarrhaus kommen so viele Leute, wegen aller möglichen Dinge. Und die Garderobe wird dabei oft benutzt.«

»Sie wollen also damit sagen, Herr Pfarrer?«, sagte einer der Polizeibeamten, »daß fast jedermann in der Nachbarschaft die Schlüssel zu dieser Kirche hätte an sich nehmen können.« Der Pfarrer nickte betreten.

»Dann verständigen wir besser den Leutnant«, sagte der ältere Polizist. »Er wird sich dafür interessieren, daß der Einbrecher, alias der verschwundene Heilige, heute nacht als Pfarrersgeist wieder hierherkam.«

»Das entspricht aber nicht den Tatsachen«, sagte Justus.

»Du sagtest, du hättest einen Kerl in Schwarz mit weißem Kragen gesehen«, erinnert ihn der Polizist.

»Ja. Aber das war nicht derselbe, der mich zu Boden stieß und mich einsperre. Die Gestalt in Schwarz war da vorn, gleich beim Altar. Wer mich stieß, war hier hinten. Der ›Geist‹ hätte gar keine Zeit gehabt, nach dem Löschen der Kerze hierher und durch die Tür zu kommen. Heute abend waren zwei Eindringlinge in der Kirche!«

»Gleich zwei!« Die Haushälterin stöhnte. »Der Alte, und dann noch wer.« Sie wandte sich an den Pfarrer. »Und jetzt kommen Sie mir bloß nicht mit Ihrer guten Tasse Tee«, sagte sie warnend.

»Davon will ich heute abend nichts wissen!«

Der Einbrecher am Telefon!

Die drei ??? verbrachten den Rest der Nacht mit Wacheschieben in der Prenticeschen Wohnung. Es trat aber weder ein Lichtblitz noch eine sonstige Störung auf. Mr. Prentice regte sich schon früh und machte Rührei mit Toast.

»Na, ihr drei«, sagte er, als er ihnen das Frühstück brachte, »seid ihr schon zu einem Ergebnis gekommen?«

»Ja. Ich bin aufgeschmissen!« sagte Peter.

»Das ist vorschnell«, warnte ihn Justus. »Jetzt wird es doch erst richtig interessant. Jetzt kommt die Gedankenarbeit.«

»Worüber denn?«

»Über den Einbrecher zum Beispiel. Wie er die Kirche nebenan mit einbezog, das fasziniert mich.«

»Das ist ja alles schön und gut«, sagte Mr. Prentice, »aber was hat der Einbrecher mit dem Lichtblitz in meiner Wohnung zu tun?«

»Das weiß ich nicht«, bekannte Justus. »Aber ich glaube, da gibt es schon Zusammenhänge. Mr. Prentice, sehen Sie die Reflexe immer zu einer bestimmten Tages- oder Nachtzeit? Ich habe den Schein nun zweimal gesehen, jedesmal am frühen Abend. Wann sehen Sie ihn?«

Fenton Prentice überlegte kurz. »Gewöhnlich abends, meine ich. Vielleicht auch ein- oder zweimal zu einer früheren Zeit.«

»Und niemals mitten in der Nacht?«

»Dann schlafe ich normalerweise, aber ich kann mich nicht entsinnen, ihn gesehen zu haben, als ich ein paarmal spätnachts noch wach war.«

Justus nickte. »Wenn Sie also nichts dagegen haben, würden wir jetzt gern gehen und später wiederkommen. Ich habe eine Idee, und die erfordert einige Vorbereitungen in Rocky Beach. Und ich glaube, Bob und Peter haben auch noch manches zu erledigen. Sie brauchen sich nicht zu ängstigen. Vor unserer Rückkehr taucht höchstwahrscheinlich nichts Beunruhigendes mehr auf.«

Nachdem die Jungen mit Frühstücken fertig waren, verabschiedeten sie sich. Als sie die Treppe zum Hof hinuntergingen, sprang Sonny Elmquist von einem Stuhl am Beckenrand auf.

»Hallo – ich höre da, du hättest den Pfarrersgeist gesehen!« sagte er zu Justus. »Da hättest du bei mir reinschauen und mir davon berichten sollen. Für solche Dinge interessiere ich mich.«

»Ihnen davon berichten?« Justus starrte Elmquist an. »Wie hätte ich das tun können? Sie waren doch bei der Arbeit, oder nicht?« »Gestern nacht hatte ich frei«, sagte Elmquist »Ich arbeite nicht dauernd. Wer tut das schon?«



Elmquist hatte also frei. Wenn er nun vor seinem Fernsehgerät meditiert hat und eingeschlafen war? Wo könnte er in seinen Träumen gewesen sein?

»Woher wissen Sie, daß Justus angeblich diesen Geist gesehen hat?« forschte Peter mißtrauisch.

»Höchst einfach. Mrs. O'Reilly erzählte es Mrs. Boggle. Mrs. Boggle erzählte es Hassell, und Hassell erzählte es mir.«

Die Jungen gingen die Stufen zur Straße hinunter. Elmquist blieb ihnen auf den Fersen.

»Stimmt es auch wirklich?« fragte Elmquist. »Du hast ihn gesehen?«

»Ich sah irgend jemand«, antwortete Justus.

Die Jungen ließen Elmquist vor dem Gebäude zurück und gingen die Straße vor, zum Wilshire Boulevard. »Dieser Elmquist ist mir irgendwie unheimlich«, meinte Peter, als sie im Bus nach Rocky Beach saßen.

»Weil er sich für Geister und Mandalas und östliche Weisheit interessiert?« fragte Justus. »Das ist heutzutage nichts Ungewöhnliches.« Er lehnte sich auf seinem Sitz zurück. »Und manche seiner Ideen lassen sich tatsächlich nicht bestreiten. Alle großen Religionen lehren, daß zu starkes Streben nach Reichtum und Besitz vom Übel ist.«

»Die Liebe zum Geld ist die Wurzel allen Übels«, zitierte Bob. »Eben. Aber ich versteh dich schon, Peter. Mit diesem

Elmquist stimmt irgend etwas nicht. Und daß er offenbar unter Umgehung physikalischer Gesetze Licht in hochgelegene Wohnungen projizieren kann, ist wahrhaftig mysteriös!«

Gegen halb zehn Uhr waren die drei ??? wieder in Rocky Beach.

»Ich glaube, es ist an der Zeit, daß wir uns mal unsere Erlebnisse kritisch vornehmen«, verkündete Justus, als die Jungen an der Haltestelle weggingen. »Gehen wir zur Zentrale.«

Zehn Minuten später saßen die drei ??? um den alten Schreibtisch in ihrem Campinganhänger.

Jetzt haben wir drei rätselhafte Vorfälle aufzuklären«, sagte Justus, ganz in seinem Fahrwasser. »Erstens: die Lichtreflexe, die hin und wieder bei Mr. Prentice spuken. Wer ist das, und wie kommt er in die Wohnung? Dann der Einbrecher, der den Karpatenhund gestohlen hat. Wer ist *er*, und warum hat er in der Kirche Zuflucht gesucht? Und schließlich der Pfarrersgeist. Wer ist das, und was hat er gegebenenfalls mit den beiden anderen zu tun? Gehen wir alles der Reihe nach durch.«

»Ich dachte, wir wüßten schon, wer der sogenannte Spuk ist«, sagte Peter. »Mr. Prentice hat doch Sonny Elmquist verdächtigt.«

»Stimmt«, bestätigte Justus. »Aber ganz sicher war er nicht.«

»Zumindest wissen wir, daß es nicht Mrs. Boggle ist«, warf Bob ein. »Die ging ja mit einem Schlüssel rein!«

Justus nickte. »Und Figur und Größe stimmen auch nicht – viel zu schwer für eine hagere Gestalt, wie Prentice sie gesehen hat. Elmquist hat schon eher den entsprechenden Körperbau. Aber ich begreife einfach nicht, wie er in Mr. Prentices Wohnung gelangen konnte.«

Peter zuckte die Achseln. »Also ist der Eindringling vielleicht doch jemand anders.«

»Aber Elmquist wußte über das Mandala Bescheid«, brachte Bob in Erinnerung. »Er beschrieb es genau, also muß er es irgendwie einmal zu Gesicht bekommen haben. Und Mr. Prentice hat ihn ja nie zu sich eingeladen.«

»Elmquist ist unser Hauptverdächtiger, was den Verursacher der Lichtblitze angeht«, schloß Justus, »nur haben wir dafür

weder Beweise noch Erklärungen. Nun kommen wir zu dem Einbrecher. Die Beweisaufnahme deutet darauf hin, daß es jemand aus Mr. Prentices Nachbarschaft ist – möglicherweise sogar aus demselben Gebäude –, weil er wußte, wo der Kirchenschlüssel zu holen war. Aber wer aus der näheren Umgebung wußte von dem Karpatenhund als Wertobjekt?«

»Der Eindringling?« meinte Peter aufs Geratewohl. »Vielleicht hat er in Mr. Prentices Schreibtisch Unterlagen dazu gefunden oder ein Telefongespräch mitgehört.«

»Und wie wäre es mit Mrs. Boggle?« war Bobs Anregung. »Sie hat vielleicht Unterlagen über den Hund gesehen, als sie in Mr. Prentices Wohnung herumspionierte.«

»Wenn *sie* über den Hund Bescheid wußte, dann war es auch in der Umgebung kein Geheimnis mehr!« rief Peter.

»Just, meinst du, der Einbrecher ging mit der Absicht, den Karpatenhund zu stehlen, in Niedlands Haus?« fragte Bob.

»Das ist schwer zu sagen. Wie hätte er wissen sollen, daß der Hund genau zu dieser Zeit dort war? Vielleicht hoffte er einfach, im Haus irgend etwas Wertvolles zu finden. Wenn er aus der Nachbarschaft war, mußte er wissen, daß das Haus leerstand. Also brach er ein, entdeckte die Skulptur und wurde gleich darauf von der Polizei verscheucht. Er lief in die Kirche und verkleidete sich als Standbild des heiligen Patrick. Unverfroren, so was! Einfach dazustehen, während die Polizei sucht!«

»Dann gingen die Polizisten wieder, aber der Mesner kam noch einmal zurück«, fuhr Bob fort. »Also schlug ihn der Einbrecher nieder und flüchtete!«

»Ich denke schon, daß wir dem Einbrecher diesen Gewaltakt zutrauen können«, bestätigte Justus. »Er mußte sich sagen, daß dem Mesner ein nagelneues Standbild jeden Augenblick auffallen müßte. Sehr wahrscheinlich war es so, daß der Einbrecher Earl niederschlug, dann die Hundeskulptur in der Kirche versteckte und gestern abend zurückkam, um sie zu holen.«

»Aber wieso das?« fragte Peter. »Warum konnte der Einbrecher das Ding nicht in der Tasche oder unter seiner Jacke verstecken, gleich nach dem Diebstahl? Wozu es erst in der Kirche lassen?« »Wegen des Risikos«, entgegnete Justus. »Ver-

mutlich befürchtete er, daß noch immer Streifenwagen in der Gegend unterwegs waren. Er hätte riskiert, angehalten und verhört und sogar durchsucht zu werden. Da dachte er wohl, es sei sicherer, den Hund einen Tag lang in der Kirche zu lassen und ihn am nächsten Abend zu holen.«

»Und da kam er dann gestern abend als Pfarrersgeist zurück«, sagte Peter.

»Nein, das glaube ich nicht«, meinte Justus. »Der Pfarrersgeist stand in aller Ruhe vorn beim Altar, als ich ihn sah. Der Verbrecher wäre sofort zum Versteck des Kristallhundes gegangen und gleich wieder verschwunden. Ich glaube, er war gerade am Gehen, als ich hereinkam. Er gab mir einen Stoß, um freie Bahn zu haben, lief hinaus und schloß die Tür hinter sich ab.«

»Aber wer war dann der Pfarrersgeist?« fragte Bob.

»Sonny Elmquist vielleicht?« meinte Peter. »Er steht mit Geistern auf gutem Fuß, und gestern abend war er zu Hause. Vielleicht steckt er auch mit dem Einbrecher unter einer Decke.« »Das wäre eine unwahrscheinliche Kombination«, meinte Justus. »Ein Mann, dem es darum geht, sich von weltlichen Bedürfnissen zu lösen, soll mit einem Einbrecher gemeinsame Sache machen?« »Aber er sagte doch, er brauche Geld, Just!« brachte Bob aufgeregt in Erinnerung. »Er versucht ja zur Zeit, das Geld für seine Indienreise zusammenzubekommen, das wißt ihr doch!«

»Na, dann ist vielleicht Elmquist selber der Einbrecher!« ergänzte Peter.

»Ihr dürft nicht übersehen, daß Elmquist in seiner Wohnung schlief, als die Polizei den Einbrecher über den Hof jagte«, sagte Justus. »Und später stand er bei uns vor der Kirche, als die Polizei das Gebäude absuchte – und vermutlich war der Einbrecher zu dieser Zeit drinnen, als Heiligenstandbild!« Justus schüttelte entmutigt den Kopf. »Hier kommen wir nicht weiter. Aber in einem Punkt bin ich mit euch einig. Bei Sonny Elmquist gibt es noch mancherlei, das sich bis jetzt nicht erklären läßt. Ich finde, wir sollten den Mann im Auge behalten, und ich habe auch eine Idee, wie wir's anstellen. Ich habe mir überlegt –« Das Telefon auf dem Schreibtisch klingelte.

Justus nahm ab. »Ja?« sagte er, und dann: »Oh, Mr. Prentice – einen Augenblick bitte!«

Justus hielt den Hörer an ein Spezialmikrofon mit angeschlossenem Lautsprecher, eine aus alten Radioteilen zusammengebastelte Vorrichtung. Nun konnten alle drei Jungen hören, was der Kunstsammler sagte.

»Jetzt bitte, Mr. Prentice«, sagte Justus.

»Ich bin soeben angerufen worden.« Die Stimme des Mannes war unsicher und erregt. »Und zwar von der Person, die jetzt im Besitz des Karpatenhundes ist. Ihr sagtet mir, es sei schwierig, die Figur über einen Hehler abzusetzen. Nun, er hat den richtigen Käufer gefunden. Mir bietet er ihn an – für zehntausend Dollar!«

Diagnose: Vergiftung

Die drei ??? saßen da wie vom Donner gerührt.

»Justus? Bist du noch dran?« fragte Fenton Prentice.

»Eh – ja. Sir.« Justus Jonas war nicht leicht aus der Fassung zu bringen, aber bei der Mitteilung des alten Herrn hatte es ihm die Sprache verschlagen.

»Es . . . es gefällt mir gar nicht, mit einem Verbrecher Geschäfte zu machen«, fuhr Prentice fort. »Aber ich brauche den Hund dringend. Er gehört mir, und wenn ich ihn jetzt nicht wiederbekomme, ist er vielleicht für alle Zeit verloren. Ich werde also das Lösegeld bezahlen. Zum Auftreiben der Summe habe ich zwei Tage Zeit.«

»Haben Sie die Polizei verständigt?«

»Das habe ich nicht vor. Ich will auf keinen Fall das Risiko eingehen, den Einbrecher zu verunsichern. Dann bekomme ich den Hund am Ende doch nicht wieder.«

»Ich finde, das sollten Sie sich nochmals überlegen«, sagte Justus.

»Sie haben es da mit einem Gewaltverbrecher zu tun. Vergessen Sie nicht, was er mit Earl gemacht hat.«

»Das ist es ja eben. Der Dieb bekam es mit der Angst, und

da schlug er zu. Ich will ihm keinen Grund geben, von mir etwas zu befürchten. Ja, und wann kommt ihr nun wieder her? Ich muß schon sagen, das Warten hier so allein ist gar nicht angenehm.«

»Ist wieder etwas aufgetaucht?«

»Nein, aber die bloße Vorstellung, es könne einer kommen, ist . . . furchtbar.«

»Ich glaube, wir schaffen es bis zum Bus um drei Uhr«, sagte Justus mit einem einverständnisheischenden Blick zu Bob und Peter. Sie nickten. »Wir kommen zu Ihnen, noch ehe es dunkel wird.«

Justus verabschiedete sich und legte auf. »Puh! Jetzt müssen wir ihn auch noch vor dem Einbrecher beschützen! Diesmal nehmen wir lieber Wäsche und Kleider zum Wechseln mit«, sagte er. »Macht euch darauf gefaßt, daß wir ein paar Tage bei Prentice bleiben. Wir treffen uns dann kurz vor drei an der Bushaltestelle.«

»Und was ist mit deiner Idee, wie wir Elmquist beschatten können?« wollte Peter noch wissen.

»Das erkläre ich euch später. Ich habe die Sache noch nicht fertig ausgearbeitet.«

Bob und Peter gingen weg. Bob beschloß, die nächsten Stunden seiner Ferienarbeit in der Stadtbücherei von Rocky Beach zu widmen, wo er Bücher ins Register aufnahm und einordnete. Peter machte ein paar Besorgungen für seine Mutter, Justus verwendete den Rest des Vormittags darauf, den Rost von ein paar Gartenmöbeln abzukratzen, die Tante Mathilda für den Wiederverkauf hergerichtet haben wollte. Nach dem Mittagessen machte er sich in seiner Werkstatt zu schaffen und reparierte ein paar elektronische Apparate. Diese verpackte er zum Schluß in einen Pappkarton, den er mit einem Matchsack voller Wäsche und Kleider zum Bus brachte.

»Na, was hast du denn in deiner Schachtel?« fragte Bob. »Eine neue Erfindung?«

»Eine Fernsehkamera mit Monitor«, sagte Justus. »Stammt aus einem Kaufhaus.«

»Ah ja!« sagte Peter. »Das haben sie ja jetzt überall. Die Hausdetektive überführen damit die Ladendiebe.«

»Woher hast du das Ding?« wollte Bob wissen.

»Das Geschäft, in dem die Anlage eingebaut war, ist ausgebrannt«, berichtete Justus. »Die Kameras und die Monitoren wurden dabei beschädigt, und Onkel Titus erstand den ganzen Kram unglaublich billig. Ich habe alles wieder repariert. Es war nicht schwierig.«

»Also damit werden wir Sonny Elmquist beschatten!« sagte Bob. »Genau. Da Prentice kein Fenster zum Balkon hat, können wir den Hof ohne ein solches Gerät nicht unbeobachtet überblicken. Freilich könnten wir uns einfach auf den Balkon oder ans Becken setzen, aber ich will nicht, daß Elmquist oder sonst jemand mitbekommt, daß wir auf Wachposten sind. Vor Mr. Prentices Tür steht eine große Topfpflanze, dahinter läßt sich die Kamera verstecken. Und wir sitzen drinnen und sehen alles auf dem Monitor. Elmquist hat sich zwar nicht hier im Hof verdächtig gemacht, sondern draußen auf der Straße, aber wichtig ist, daß wir seinen Wohnungseingang im Blick haben.«

»Großartig!« sagte Peter. »Unser Privatfernsehen.«

Eine Stunde später betraten die Jungen das Gebäude, in dem Prentices Wohnung lag, und prompt begegneten sie der allgegenwärtigen Mrs. Boggle.

»Schon wieder da?« fragte sie. Sie beäugte den Karton, den jetzt Peter trug. »Was ist da drin?« wollte sie wissen.

»Ein Fernsehapparat«, sagte Justus schlicht. »Ein verspätetes Weihnachtsgeschenk für Mr. Prentice.«

Justus schaute an der Verwalterin vorbei. Murphy, der Börsenmakler, saß rauchend am Becken und genoß die letzten Sonnenstrahlen. Alle paar Sekunden klopfte er die Asche in seinen Spezialaschenbecher. Als er die Jungen sah, grüßte er freundlich herüber. »Ihr wollt wohl über Nacht bei Mr. Prentice bleiben?« fragte er.

»Ja, voraussichtlich«, sagte Justus.

»Gut.« Murphy drückte seine Zigarette aus. »Der alte Mann muß sich schrecklich einsam fühlen. Da ist es nett, wenn man ab und zu Gäste hat. Mein Neffe ist heute abgereist, um Freunde zu besuchen, und schon fehlt er mir.« Murphy stand auf und ging in seine Wohnung.

Mr. Prentice erwartete die Jungen in der geöffneten Wohnungstür. Er war von der Fernsehüberwachungsanlage hell begeistert. »Wenn es dunkler geworden ist, stellen wir die Kamera auf«, sagte Justus, »und zwar, noch ehe im Hof die Lampen eingeschaltet werden. Ich glaube, das ist um halb sechs?«

Mr. Prentice nickte. »Die Lampen werden kurz nach Sonnenuntergang automatisch angeschaltet.«

Zwanzig Minuten nach fünf spähte Justus zur Balkontür hinaus und sagte: »Los, Freunde, jetzt sind wir unbeobachtet.« Er schickte Bob und Peter zum Balkongeländer vor, damit sie den Blick von unten zu dem Gummibaum vor Mr. Prentices Wohnung versperren. Dann stellte er flink die kleine Fernsehkamera in Positur. Sie war auf ein niedriges Metallstativ montiert, und dieses drückte Justus in die Topferde ein. Das Objektiv stellte er so ein, daß es in den Hof hinunter gerichtet war.

»Es ist eine Transistor-Kamera«, sagte Justus, als die Jungen wieder in die Wohnung traten. »Sie ist batteriebetrieben. Der Sendebereich – also die Bildwiedergabe des Aufgenommenen – ist knapp drei Meter weit, aber das genügt uns ja.«

Er schloß die Wohnungstür und stellte den Monitor auf ein Bücherregal. Dann steckte er das Kabel ein und drehte an einer Scheibe. Nach einer Sekunde erhellt sich der Bildschirm schwach.

»He, Just, da sieht man ja gar nichts!« beklagte sich Peter. »Wart nur ab, bis die Lampen im Hof angehen«, sagte Justus. Ein paar Minuten später hatten die drei ??? und Mr. Prentice ein gestochen scharfes Bild des Hofes unten vor sich. Plötzlich sahen sie Sonny Elmquist aus seiner Wohnung kommen und auf dem nach hinten führenden Fußweg verschwinden. Dann kam er mit einem Beutel Wäsche zurück und ging wieder in seine Wohnung. Als nächstes erschien im Vordergrund des Fernsehbildes eine füllige junge Blondine. Offenbar war sie gerade vom Haupteingang hereingekommen.

»Das ist Miss Chalmers«, sagte Fenton Prentice.

Miss Chalmers wollte gerade ihre Tür aufschließen, als Mrs. Boggle hinter ihr auftauchte. Die Verwalterin hatte ein Paket bei sich, das sie der jungen Frau aushändigte.

»Anscheinend wurde heute für Miss Chalmers etwas abgegeben«, sagte Mr. Prentice. »Mrs. Boggle nimmt für die Mieter immer Pakete entgegen, wenn der Empfänger nicht zu Hause ist.« »Und bestimmt kommt ihr das gar nicht ungelegen«, bemerkte Peter.

»Nein«, sagte Mr. Prentice. »Es verschafft ihr Gelegenheit, noch mehr über ihre Mieter in Erfahrung zu bringen.«

Mrs. Boggle stand noch immer bei Miss Chalmers. Offensichtlich interessierte sie sich sehr für den Inhalt des Pakets.

Schließlich zuckte Miss Chalmers die Achseln, stellte ihre Handtasche auf einem Tisch beim Schwimmbecken ab und setzte sich hin, um ihr Paket auszupacken.

Da kam Alex Hassell aus seiner Wohnung, und auch er blieb stehen und schaute Miss Chalmers zu.

»Die Leute hier im Haus haben nicht viele Geheimnisse voreinander, wie?« sagte Peter.

Mr. Prentice schnalzte äußerst mißbilligend mit der Zunge.

»Miss Chalmers sollte sich von diesem widerlichen Weib nicht überfahren lassen«, sagte er. »Sie ist viel zu gutmütig.«

Miss Chalmers hatte die Verpackung inzwischen entfernt und Bob von einer Schachtel den Deckel ab. Die Jungen sahen sie lächeln. Sie nahm etwas aus der Schachtel, steckte es in den Mund und holte sich dann rasch noch etwas.

»Pralinen«, sagte Justus.

»Die Dame müßte bei weitem nicht so viel schwimmen, wenn sie Süßigkeiten besser widerstehen könnte«, meinte Prentice. Unten bot Miss Chalmers die Pralinenschachtel Mrs. Boggle an, als sei ihr noch eben rechtzeitig eingefallen, was sich gehörte. Dann erstarrte sie in der Bewegung und Bob die Hand zum Hals. Die Schachtel fiel zu Boden, und Pralinen sprangen heraus.

»Was . . . ?« Peter brachte den Mund nicht mehr zu.

Miss Chalmers stand von ihrem Stuhl auf und torkelte vorwärts. Sie krümmte sich, stürzte auf die Steinplatten des Hofs und lag zuckend da.

Die drei ??? hetzten zur Wohnungstür und rissen sie auf.

»Miss Chalmers!« Sie hörten Mrs. Boggle rufen, die Stimme heiser vor Entsetzen. »Was ist denn?«

»Es tut so weh!« schrie Miss Chalmers. »Oh! Oh, tut das weh!« Justus, Peter und Bob hasteten die Treppe hinunter. Als Prentice sie im Hof eingeholt hatte, roch Justus gerade an einer Praline, die aus der Schachtel gefallen war. Miss Chalmers schluchzte wild, und Mr. Murphy war hastig aus seiner Wohnung gekommen und stand über sie gebeugt. Sonny Elmquist war auch da, seine Wohnungstür stand offen.

»Was ist los?« fragte Mrs. Boggle. Sie faßte Justus am Arm und schüttelte ihn unsanft, wobei er die Praline in seiner Hand zerdrückte. Justus hielt sich die klebrige Masse unter die Nase, schnupperte und sah entsetzt auf.

»Schnell, einen Krankenwagen!« rief er. »In den Pralinen ist was, das nicht reingehört. Ich glaube, die Frau ist vergiftet worden!«

Nachtwache

»Lassen wir den Krankenwagen!« sagte Murphy. »Ich fahre sie selber ins Krankenhaus!«

»Ich fahre mit«, bot sich Mrs. Boggle an.

»Und nehmen Sie die Pralinen auch mit«, sagte Justus. »Damit man sie untersuchen kann!«

Murphy holte seinen Wagen aus der Garage, und Peter wuchtete Miss Chalmers auf den Rücksitz. Mrs. Boggle breitete eine Decke über sie. Justus hielt Mrs. Boggle die Pralinen-schachtel hin. Eine Sekunde später war Murphy davongebraust.

»Gift!« sagte Mr. Prentice. »Die arme Miss Chalmers! Wer in aller Welt sollte sie vergiften wollen?«

»Wir wissen es ja noch gar nicht sicher, Mr. Prentice«, stellte Justus richtig. »Die Pralinen rochen nur so sonderbar.«

Aber zwei Stunden später hatten Mr. Prentice und die drei ??? Gewißheit. Murphy und Mrs. Boggle kamen mit bitterbösem Gesicht aus der Notaufnahme des Zentralkrankenhauses zurück. »Unerhört, mich so zu beleidigen!« sagte Mrs. Boggle.

»Was war denn?« fragte Prentice. Er und die Jungen hatten gerade zu Abend gegessen, als sie Murphys Wagen zurückkommen hörten. »Die Polizei!« verkündete Mrs. Boggle. »Die stellten ganz brutale Fragen – zum Beispiel, wie lange ich die Pralinen schon in Verwahrung hatte. So eine Frechheit!«

»Sie wollten nur ermitteln, was los war«, sagte Murphy. Seine Stimme klang erschöpft.

»Ich würde doch nie im Leben jemand vergiften!« sagte Mrs. Boggle. Sie stampfte zu ihrer Wohnung, schlug die Tür hinter sich zu und schloß ab.

»Was war denn nun, Murphy?« fragte Alex Hassell. Er war aus der Waschküche gekommen.

»Es war tatsächlich ein Giftstoff in den Pralinen«, sagte Murphy.

»Im Krankenhauslabor machen sie gerade die genaue Untersuchung. Miss Chalmers bekam den Magen ausgepumpt und liegt jetzt zur Beobachtung auf der Privatstation. Die Polizei wurde natürlich hinzugezogen, und sie verhörten Mrs. Boggle wegen des Pakets. Wenn diese Frau nur nicht alles gleich auf sich bezöge! Sie führt sich auf, als beschuldige man sie persönlich, Gwen vergiftete Pralinen geschickt zu haben. Aber davon war gar nicht die Rede.«

»Und wie waren die Pralinen angekommen?« fragte Justus.

»Mit der Post. Ganz normal.«

Mrs. Boggles Tür ging wieder auf. Die Hausmeisterin hatte sich gefaßt. Sie kam heraus und sah zum Becken hin. »Alles hat immerhin auch sein Gutes«, sagte sie. »Gwen Chalmers ist die einzige, die bei solchem Wetter noch schwimmen geht. Jetzt muß sie das wenigstens ein paar Tage lang bleiben lassen. Da kann ich das Becken leeren und reinigen lassen, während sie weg ist. Eine gründliche Reinigung ist schon längst fällig!« Murphy machte den Mund auf, als wolle er etwas sagen, dann zuckte er die Achseln, zündete sich eine Zigarette an und ging in seine Wohnung. Hassell ging auch.

Mr. Prentice sah Mrs. Boggle finster an und schritt auf die Treppe zu. »Wirklich, dieses Weib hat nicht die Spur Mitgefühl«, murmelte er vor sich hin. »Stellt euch das vor – sich jetzt ausgerechnet um das Schwimmbecken zu sorgen!«

»Wer würde versuchen, Miss Chalmers zu vergiften?« fragte

Prentice von neuem, als er und die drei ??? in seiner Wohnung waren.

»Jemand, der sie oder ihre Lebensgewohnheiten kannte«, sagte Justus. »Jemand, der wußte, daß sie gleich beim Öffnen der Pralinenschachtel davon naschen würde. Aber die eigentliche Frage ist: warum wollte sie jemand vergiften?«

Niemand wußte eine Antwort darauf. Justus setzte sich mit gekreuzten Beinen auf den Fußboden, von wo er den Monitor im Blick hatte. Der erleuchtete Hof war jetzt leer.

»Bei Ihnen geht es interessant zu«, sagte Justus zu Prentice.

»Wir kennen Sie kaum drei Tage, und in dieser Zeit haben wir einen Eindringling ertappt – Mrs. Boggle –, und zweimal habe ich diesen Lichtblitz gesehen. Ihnen ist ein unersetzliches Kunstwerk gestohlen worden, und nun erpreßt man ein Lösegeld von Ihnen. Und dann wird auch noch eine Ihrer Nachbarinnen vergiftet.«

»Und vergiß nicht den Mesner in der Kirche nebenan«, mahnte Bob. »Der hat eins über den Schädel bekommen, und dann hat man Justus in der Kirche eingesperrt, und er sah dort einen Pfarrersgeist oder sonst wen.«

»All das häuft sich zu auffällig«, sagte Justus. »Es muß da einen Zusammenhang geben. Aber bis jetzt ist der Ort das einzige Bindeglied. Alles hat sich in oder gleich bei diesem Haus hier ereignet.«

»Ja, und alles immer gerade dann, wenn Sonny Elmquist in der Nähe war«, bemerkte Peter. »Und nie, wenn er zur Arbeit gegangen war.«

Bob stand auf. Er ging durch alle Räume und schaltete alle Lichter ein. Prentice faßte bei hell erleuchteter Wohnung wieder Mut, und er machte sich ans Geschirrwaschen. Die drei ??? ließen sich vor dem Fernseh-Monitor nieder.

Mehrere Stunden lang tat sich im Hof gar nichts, nur Mrs. Boggle trug einmal Abfall zu den Mülltonnen hinten. Die Jungen überkam allmählich Langeweile und Müdigkeit.

»Da!« sagte Justus plötzlich. Sonny Elmquist war aus seiner Wohnung gekommen. Er stand am Becken und starre ins Wasser. Die Jungen beobachteten ihn scharf.

Die Tür zu Murphys Wohnung öffnete sich, und der beleibte

Mann trat heraus. Er rauchte und hielt seinen Super-Aschenbecher in der Hand. Er begrüßte Elmquist mit einer vagen Handbewegung. Dann drückte er seine Zigarette aus, stellte den Aschenbecher auf einem Tisch ab und schritt zum Ausgang hinaus. Gleich darauf hörten die Jungen einen Wagen anfahren. Peter trat an das Fenster, von dem man die Straße überblicken konnte.

»Er fährt weg«, meldete er. »Und er hat es brandeilig.«

»Vielleicht fährt er einfach spazieren«, meinte Prentice. »Er kam mir sehr aufgereggt vor, als er aus dem Krankenhaus zurückkam. Wahrscheinlich kann er nicht einschlafen.«



Mr. Murphy scheint ebenfalls von den Ereignissen verunsichert – ein Börsenmakler sollte ja schon von Berufs wegen bessere Nerven haben . . .

Sonny Elmquist ging in seine Wohnung zurück und zog die Vorhänge vor.

»Verflixt!« sagte Peter. »Jetzt sehen wir nicht mehr, was er treibt.«

»Sicher macht er sich jetzt zur Arbeit fertig«, sagte Justus.
»Er muß ja um Mitternacht im Supermarkt sein.«

Und genau in diesem Augenblick erloschen unten im Hof die Lampen. Der Bildschirm des Monitors wurde graublau, und das einzige noch sichtbare Licht war ein heller Fleck hinter Elmquists Vorhängen.

»Verflixt und zugenäht!« sagte Peter. »Jetzt sehen wir gar nichts mehr.«

»Die Hofbeleuchtung hat einen automatischen Zeitschalter«, sagte Mr. Prentice. »Punkt elf wird es finster.«

»Sendeschluß für unser Privatfernsehen.« Justus schaltete das Gerät ab.

»Na, wenn es nun dunkel ist, nützt es uns sowieso nichts mehr«, meinte Peter. »Wenn nämlich Sonny Elmquist heute

nacht arbeiten geht und wenn er tatsächlich derjenige ist, welcher sich hier einschleicht, dann muß er seine Schau jetzt in der nächsten Stunde abziehen oder heute überhaupt nicht mehr. Bleibt ihr beide hier drin bei Mr. Prentice. Ich geh mal raus auf den Balkon und halte Ausschau. Mich sieht schon keiner. Ich stelle mich hinter den Gummibaum.«

»Aber nicht klingeln, wenn du was siehst«, mahnte Justus zur Vorsicht. »Klopft dann nur ganz leise an. Dann kommen wir raus.«

»Schön.« Peter zog seinen Anorak über. Die Lampen in der Prenticeschen Wohnung gingen für kurze Zeit aus, und Peter öffnete die Tür und trat auf den Balkon hinaus. Die Tür schloß sich hinter ihm, blieb aber diesmal unverschlossen. Peter wußte, daß Justus und Bob hinter der Tür in Bereitschaft standen, falls er sie brauchen sollte.

Das Licht in Elmquists Wohnung war noch kurz zu sehen, dann wurde es ausgeschaltet. Peter wartete darauf, daß Elmquist herauskäme und zur Arbeit ginge. Doch nichts geschah. Ein schwacher Widerschein der Straßenbeleuchtung sorgte dafür, daß das Schwimmbecken und seine Umgebung nicht völlig in Dunkelheit getaucht waren. Peter wußte, daß er alles, was sich dort unten bewegte, sehen müßte, aber da bewegte sich nun einmal nichts.

Bald nach Mitternacht kam ein Mann durchs Tor vorn herein. Peter erstarrte, atmete dann aber auf, als die dunkle Gestalt neben einem Tisch am Becken stehenblieb. Es war Murphy, der seinen Aschenbecher holte. Dann trat der Makler in seine Wohnung, und hinter den Vorhängen ging das Licht an.

Peter blinzelte. Ein paar Sekunden lang – so lange, wie Murphy dazu gebraucht hatte, seinen Aschenbecher zu holen und die Tür zu öffnen – hatte der Zweite Detektiv die Augen von Elmquists Tür abgewandt. In dieser kurzen Zeitspanne war Elmquist aus seiner Wohnung getreten. Peter konnte erkennen, daß Elmquist Bademantel und Hausschuhe anhatte. Der junge Mann umrundete lautlos das Becken und näherte sich Murphys Tür.

Peter klopfte rasch an Prentices Tür. Ohne die Erwiderung abzuwarten, schlich er die Stufen zum Hof hinunter. Er wollte

sich an Elmquists Tür aufstellen und den jungen Mann bei seiner Rückkehr abfangen.

Peter hatte gerade den Fliesenkranz erreicht, der das Schwimmbecken umgab, als sein Fuß auf etwas Weiches, Lebendiges trat!

Es folgte ein grauenhafter, kreischender Laut – der Schrei einer gequälten Kreatur!

Schauernd versuchte Peter zur Seite zu springen, aber das lebendige, zappelnde Ding war ihm zwischen die Beine geraten. Er schrie auf und stürzte vornüber.

Noch einmal kam das laute Kreischen.

Wie in einer Zeitlupenaufnahme sah Peter den Beckenrand auf sich zukommen. Er sah, daß sich etwas an sein Bein klammerte. Er spürte Krallen. Dann spritzte das Wasser auf, und er lag im Becken!

Alex Hassells Tür flog auf.

Die Lampen auf dem Hof gingen an.

Peter kam an die Oberfläche, schnappte nach Luft und spie gechlortes Wasser aus.

Die kreischende Bestie fauchte, schwamm zum Beckenrand und wurde von Hassell herausgefischt. Es war eine schwarze Katze.

»Du . . . du brutaler Kerl!« sagte Hassell zu Peter.

Peter kletterte aus dem Wasser an die kühle Luft.

»Mr. Prentice!« rief Mrs. Boggle laut. In ihren Bademantel gehüllt, die Haare auf rosa Lockenwickler gedreht, war sie auf der Bildfläche erschienen. »Mr. Prentice, Sie müssen schon dafür sorgen, daß diese Lausebengels sich nachts nicht herumtreiben!« Justus kam die Treppe herunter. Sonny Elmquist stand plötzlich in der Tür seiner Wohnung.

»Ich . . . ich konnte nicht schlafen«, sagte Peter lahm.

Murphys Tür ging auf. »Was ist denn nun schon wieder?« knurrte der Makler erbost.

»Der unverschämte Bursche hat eine meiner Katzen getreten!« sagte Hassell. Er wiegte das triefende, jammervoll aussehende Tier in den Armen. »Es ist schon gut, Kleines«, sagte er tröstend. »Nun kommst du mit mir. Ich bringe dich wieder in Ordnung. Laß den gräßlichen Flegel nur sein!«

»Dich möchte ich nicht noch einmal hier vorfinden!« sagte Mrs. Boggle zornig.

»Ja, Madam«, sagte Peter.

Mrs. Boggle zog sich in ihre Wohnung zurück und knipste das Licht aus.

»Schon wieder dienstfrei?« erkundigte sich Justus mit prüfendem Blick bei Elmquist.

Sonny Elmquist nickte.

»Schade, daß es heute abend etwas unruhig zugeht«, meinte Justus.

Der hagere junge Mann rieb sich die Augen, trat zurück und schloß seine Tür.

Peter ging, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe zu Prentices Wohnung hinauf. Justus folgte ihm. Prentice wartete im Wohnzimmer mit einem großen Badetuch, und im Badezimmer ließ Bob die heiße Dusche laufen.

»Habt ihr Töne?« fragte Peter. »Ich war da draußen und schaute Elmquist nach, und ich sah ihn ums Becken herum zu Murphys Wohnung gehen. Also ging ich hinunter, und da trat ich auf die verflixte Katze und –«

»Ich hab's gesehen«, sagte Justus. »Du bist im Becken gelandet.«

Es knallt!

Bis zum Morgen wechselten sich Bob und Justus bei der Wache auf dem Balkon ab. Erst um vier rührte sich wieder etwas im Hof – Mrs. Boggle kam aus ihrer Wohnung. Sie trug einen schweren Tweedmantel. Justus erspähte sie und duckte sich rasch hinter die Wohnungstür.

»Mrs. Boggle geht weg«, meldete er Prentice. Der alte Herr war überhaupt nicht zu Bett gegangen. Er hatte die Nacht im Sitzen verbracht, in die Sofaecke gelehnt, und war hin und wieder eingenickt.

»Nichts Besonderes«, sagte Prentice, als er die Nachricht vernahm.

»Um vier in der Frühe!« meinte Justus verdutzt.

Prentice gähnte. »Der Supermarkt ist durchgehend Tag und Nacht offen«, erinnerte er Justus. »Mrs. Boggle erledigt ihre Einkäufe immer donnerstags, und da geht sie jedesmal um vier Uhr weg.«

Justus konnte Prentice nur anstarren.

»Sie behauptet, um diese Zeit sei es im Supermarkt nicht so voll«, sagte Prentice. »Ich meine zwar eher, sie kann um diese Zeit einigermaßen sicher sein, daß sich hier nichts tut und sie nichts versäumt, wenn sie weggeht. Mr. Murphy geht erst um fünf Uhr in sein Büro, und die andern Mieter liegen da noch alle im Bett.« Bob und Peter kamen aus dem Arbeitszimmer, wo sie ein wenig geschlafen hatten. »Sie meinen, die ist so neugierig, daß sie es nicht fertigbringt, hier mal wegzugehen, außer wenn alles schläft?« sagte Peter.

»Ja, es ist ein eigenartiges, zwanghaftes Verhalten«, sagte Prentice. »Sie ist wie eine Spinne, die ihr Netz nicht verlassen kann, ihr einziges Interesse gilt den Leuten, die hier wohnen. Sie beobachtet sie ununterbrochen. Das ist ihr Leben.«

Bob trat ans Fenster zur Straße und zog die Vorhänge zurück. Er hörte einen Wagen anfahren und sah unten auf dem Asphalt den roten Widerschein von Bremslichtern. Dann fuhr ein großes graues Auto langsam rückwärts unter dem Gebäude hervor.

»Da wundert es mich, daß ihre Batterie mitmacht, wenn sie den Wagen nur einmal in der Woche benutzt«, sagte Bob. »Sie muß ziemlich oft einen Mechaniker aus der Werkstatt kommen lassen«, sagte Prentice.

Der Wagen scBob sich zur Straße vor, wendete dort und fuhr nun langsam vorwärts weiter.

Und dann hörten die Jungen und Prentice in der Stille vor der Morgendämmerung einen Knall und einen Schrei.

Prentice sprang vom Sofa auf.

Justus stürzte ans Fenster.

Ein Stück weiter vorn auf der Straße schleuderte der graue Wagen erst nach links und dann nach rechts. Rauch quoll unter der Motorhaube hervor.

Mrs. Boggle schrie noch einmal. Der Wagen, den sie nun

überhaupt nicht mehr in der Gewalt hatte, schlitterte gegen den Randstein, und beide Vorderreifen platzten. Mit einem häßlichen Knirschen fuhr er frontal auf einen Hydranten auf. Mrs. Boggle schrie und schrie. Den Hydranten hatte es glatt abrasiert, und rings um den Wagen spritzte das Wasser auf. Bob rannte zur Tür. »Wir müssen sie rausholen, ehe sie ersäuft«, sagte er.

Die Jungen hatten gerade den Hof erreicht, als Murphy im Bademantel und Elmquist im Mantel über dem Schlafanzug durch das Tor vorn rannten.

»Mrs. Boggle!« rief Murphy laut. Der kräftige Mann lief auf das Autowrack und das hoch aufspritzende Wasser zu.

Die Jungen überholten Elmquist und Murphy. Sie wateten durchs kalte Wasser und tasteten sich in der eisigen Fontäne aus dem abgerissenen Hydranten zur Wagentür vor.

Mrs. Boggle saß steif hinter dem Lenkrad, blickte starr geradeaus und schrie – schrie, als wolle sie nie mehr aufhören.

»Mrs. Boggle!« Justus zerrte am Türgriff. Die Wagentür war verriegelt.

Murphy klopfte ans Seitenfenster neben Mrs. Boggle.

Die Frau drehte sich um und starrte ihn wie betäubt an.

»Die Tür aufmachen!« brüllte Murphy. »Die Verriegelung!« Sie fummelte am Knopf in der Tür herum. Eine Sekunde später hatte Murphy die Tür aufgerissen. Er und Bob zogen die unter Schock stehende Frau aus dem Wagen.

Dann heulten auf der Straße die Sirenen auf und ein Feuerwehrauto kam herangefahren. Männer in schwarzen Regenmänteln schwärmt aus. Einer überblickte kurz die Lage und drehte sich um, um dem Fahrer Bescheid zu sagen. Der Mann ließ den Motor wieder an und raste auf der Straße weiter. Gleich darauf schoß kein Wasser mehr aus dem Hydranten. Murphy, Elmquist, Bob und Justus standen bei Mrs. Boggle, die wegen der Schockeinwirkung nicht sprechen konnte.

»Wie haben Sie das gemacht?« fragte Murphy einen Feuerwehrmann.

»An der Ecke ist ein Haupthahn«, sagte der Mann. Er sah Mrs. Boggle an. »Waren Sie am Steuer?« fragte er.
Sie gab keine Antwort.

»Wir bringen sie besser ins Haus«, sagte Murphy. »Sonst holt sie sich hier draußen noch eine Lungenentzündung.«

Bob und Justus mußten Mrs. Boggle fast die paar Stufen zur Wohnanlage hinaufschleppen. Murphy holte die Wohnungsschlüssel aus dem Wagen, um ihre Tür zu öffnen. Der Feuerwehrmann war schon dort angekommen. Hinter ihm tauchte ein Polizist auf.

»Wer hat den Feuermelder eingeschlagen?« erkundigte sich der Polizist.

Mrs. Boggle stand in ihrem Wohnzimmer. »Jemand hat auf mich geschossen«, sagte sie. Es sah aus, als spreche sie, ohne die Lippen zu bewegen.

»Sie ziehen am besten erst mal Ihre nassen Sachen aus, Madam«, sagte der Polizist ruhig. »Und dann, wenn Sie sich wieder besser fühlen, berichten Sie uns vielleicht den Hergang.« Sie nickte und verschwand im Flur.

Justus merkte, daß seine Zähne aufeinanderschlügen. »Ich werde mich auch umziehen«, sagte er zu dem Beamten.

»Hast du die Sache gesehen?« fragte der Polizist.

»Ja, ich sah, wie der Wagen auf der Straße anfuhr«, sagte Justus.

»Gut, geh und zieh dich um, und dann komm wieder her.« Er wandte sich an Bob und Peter. »Und ihr beiden auch.« Ein paar Minuten später kamen die Jungen in trockenen Kleidern zurück und gaben zu Protokoll, was sie erlebt hatten. Unten war ein Abschleppwagen vorgefahren. Mehrere Männer in Polizeiuniform und ein Mann im Straßenanzug drängten sich um das zertrümmerte Auto.

»Wenn tatsächlich einer geschossen hat, dann hat er sein Ziel verfehlt«, sagte der Mann im Anzug.

»Man hörte aber einen Schuß«, sagte Justus. »Ich hab' ihn gehört. Gerade als sie die Straße entlangfahren wollte, knallte es – ein Schuß oder eine Explosion.«

Der Wagen, der mit Schlagseite mitten auf dem abgerissenen Hydranten hing, war von den Scheinwerfern des Abschleppwagens hell beleuchtet.

»Keine Einschüsse«, stellte der Mann im Straßenanzug fest. Justus entdeckte etwas auf dem Asphalt – ein Stückchen röt-

liches Papier, das jetzt ganz durchweicht war. Er bückte sich, Bob es auf und untersuchte es genau.

»Eine schwarze Rauchwolke«, sagte er.

»Wie?« meinte der Mann im Anzug.

»Unmittelbar nach dem Schuß oder der Explosion drang direkt unter der Motorhaube eine schwarze Rauchwolke hervor.« Der Mann ging am Wagen nach vorn und öffnete die Motorhaube.

Ein uniformierter Beamter beleuchtete mit seiner Stablampe den Motor.

Über dem Motorblock waren Papierfetzen und etwas, das wie angesengte Watte aussah, verstreut. Die Zündkabel waren verschmort, und der Keilriemen war gerissen.

»Kein Schuß«, entschied der Mann im Anzug. »Eine Sprengladung. Unter der Haube war eine Art Bombe angebracht!« Er knallte die Haube wieder zu. »Abschleppen!« rief er dem Fahrer des Lastwagens zu. »Zur Polizeigarage!«

Dann wandte er sich den Jungen zu. Murphy war auch wieder dazugekommen, und Sonny Elmquist stand fröstelnd bei den Eingangsstufen zur Wohnanlage. Alex Hassell war aus seiner Wohnung getreten, und es sah aus, als habe er nur rasch eine Hose über den Schlafanzug gestreift.

»Auf die hatte es aber einer abgesehen!« sagte Hassell.

»Hatte die Frau irgendwelche Feinde?« wollte der Polizist wissen.

»Einen ganzen Bau voll«, sagte Murphy geringschätzig, »obwohl ich mir nicht vorstellen kann, daß ihr jemand deshalb gleich eine Bombe ins Auto legt.«

Der Makler gähnte. »Ich heiße Murphy«, sagte er zu dem Mann im Anzug. »Falls Sie es fürs Protokoll brauchen. John Murphy. Ich wohne in 1 E, und ich habe nichts gesehen. Ich hörte nur den Knall und den Aufprall des Wagens. Ich lief mit den Jungen hier los und half, die alte Schreckschraube aus dem Wagen zu ziehen. So, und da wir heute noch kaum zum Schlafen gekommen sind, werde ich mir einen Tag freinehmen und mich nochmals ins Bett legen. Wenn Sie noch Fragen an mich haben, dann bitte, aber nicht vor Mittag. Bis dann will ich nämlich schlafen.«

Der Makler stapfte die Stufen hinauf und verschwand.

Der Polizist sah ihm nach. »In diesen Tagen geht es hier wirklich nicht mit rechten Dingen zu«, bemerkte er.

»Kann man wohl sagen«, bestätigte Peter. Er blinzelte nach Osten,

wo ein rosafarbener Schimmer den Himmel zu erhellen begann.

»Wenn an dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit was dran ist, haben wir einen ruhigen Morgen zu erwarten. Was kann nun noch passieren?«

Es brennt!

Nach den nächtlichen Strapazen fielen Mr. Prentice und die erschöpften drei ??? in tiefen Schlaf. Spät am Vormittag servierte Prentice den Jungen ein ausgezeichnetes Frühstück. Justus schaltete den Fernsehmonitor wieder ein, blickte jedoch nur gelegentlich hin. Das Haus war ganz ruhig.

»Ich muß zur Bank«, verkündete Mr. Prentice. »Bis morgen brauche ich ja zehntausend Dollar in bar, und zwar in kleinen Scheinen. Es wäre mir sehr angenehm, wenn einer von euch mich begleiten könnte.«

»Aber sicher, Mr. Prentice«, sagte Justus. »Nur meine ich, Sie sollten die Polizei von Ihrem Vorhaben unterrichten.«

»Nein«, sagte Prentice. »Der Karpatenhund ist zu kostbar, um das Risiko eines Verlustes einzugehen. Wenn sich der Dieb bedroht fühlt, zerstört er ihn vielleicht kurzerhand. Wir müssen seine Anweisungen genau befolgen.«

Justus trat ans Fenster. Auf der Straße unten war ein Taxi vorgefahren. Der Fahrer kam die Stufen zum Bürgersteig herunter; er trug einen Koffer. Mrs. Boggle kam hinterher.

»Mrs. Boggle geht weg«, meldete Justus, als das Taxi losfuhr.

»Sie hat eine Schwester in Santa Monica«, sagte Prentice.

»Zu ihr geht sie, wenn sie krank ist oder sonst Sorgen hat.«

»Ich kann mir vorstellen, daß sie jetzt sogar große Sorgen hat«, sagte Peter. »Wenn einem jemand eine Bombe ins Auto legt, ist das –«

Das Geräusch splitternden Glases unterbrach ihn – man konnte es sogar durch die geschlossene Balkontür hören.

»Feuer!« schrie jemand. »Hilfe! Feuer!«

Die vier in Prentices Wohnung waren schon zur Tür draußen. Im Erdgeschoß, in John Murphys Wohnung, standen die Vorhänge in Flammen. Sonny Elmquist, barfuß und mit wirrem Haar, schlug mit einem eisernen Stuhl vom Schwimmbecken die Fensterscheiben ein.

»Um Himmels willen!« rief Mr. Prentice. Er rannte zurück, um die Feuerwehr anzurufen.

Peter war drunten und hatte sich einen zweiten Stuhl geschnappt, noch ehe Justus und Bob im Hof angekommen waren.

Alex Hassell kam aus seiner Wohnung getaumelt.

»Mr. Murphy!« brüllte Peter.

Er fegte Glassplitter vom Fenstersims und schlug mit seiner Jacke nach den lodernden Vorhängen.

»Da!« Justus hatte einen Feuerlöscher in einer Nische bei der Treppe entdeckt. Er riß ihn an sich und lief auf die Lohe zu.

Gleich darauf spritzte Schaum aus dem Löscher und erstickte die Flammen an den Vorhängen. Das Feuer erstarb mit gehässigem Zischen, und die Jungen und Elmquist kletterten durchs Fenster hinein. Justus zielte mit dem Feuerlöscher auf ein schmorendes Sofa, das beim Fenster stand, und verabreichte dem Weihnachtsbaum hinter dem Sofa noch eine wohlbumessene Ladung.

Die Jungen husteten und würgten in der raucherfüllten Wohnung. Sie riefen laut, aber Murphy gab keine Antwort. Justus und Peter robbten am Boden entlang, um sich einigermaßen vor dem Qualm zu schützen. Sie fanden Murphy im Türrahmen zwischen Wohn- und Schlafzimmer zusammengebrochen. »Wir müssen ihn rausschaffen, schnell!« keuchte Peter. Er packte Murphy an einem Arm, drehte ihn um und gab ihm ein paar kräftige Ohrfeigen.

Murphy rührte sich nicht.

»Ziehen«, gebot Justus.

Justus nahm den einen Arm, Peter den anderen. Bob packte

den Mann an den Füßen. Hinter ihnen würgte und hustete Sonny Elmquist.

»Raus hier!« rief Peter. »Soll es Sie auch noch erwischen?« Elmquist ging zur Tür und schloß auf.

Noch immer auf allen vieren, schleiften die drei ??? den Bewußtlosen zum Ausgang, ans Licht und an die frische Luft. Der reglose Murphy war fürchterlich schwer, wie ein Sack Kohlen. Doch die Jungen schafften es und kamen schnell voran. Binnen Sekunden hatten sie den Makler neben das Becken gelegt, lang hingestreckt, und die Sonne beschien das bleiche Gesicht.

»Du liebe Güte!« sagte Mr. Prentice.

Alex Hassell starrte hin. »Ist er . . . ist er . . .?«

Peter legte das Ohr auf Murphys Brust. »Er lebt.«



Nun sind außer Miss Chalmers noch zwei weitere Mitbewohner ausgeschaltet. Ob sie alle mehr wußten, als dem noch unbekannten Drahtzieher in dieser undurchschaubaren und gefährlichen Affäre lieb war? Mich wundert, wie lange sich Sonny Elmquist noch dem Zugriff dieses Mächtigen entziehen kann.

Da kam die Feuerwehr an, samt Krankenwagen mit Beatmungsgerät. Die Männer rasten in Murphys Wohnung, um an Vorhängen und Polstermöbeln die letzten Glutnester zu löschen.

Der Feuerwehrhauptmann kam wenige Minuten später im Dienstwagen und ging zu seinen Leuten in die Wohnung.

Einer der Rettungssanitäter nahm Murphy gerade die Sauerstoffmaske ab, als der Makler tief Luft holte, die Augen öffnete und das Ding mit einer Hand wegscBob.

»Schon gut«, sagte der Fahrer des Krankenwagens. »'Ne kleine Rauchvergiftung, mehr nicht. Noch mal Glück gehabt.«

Murphy versuchte, sich aufzurichten.

»Wir bringen Sie ins Krankenhaus«, sagte der Sanitäter.

Murphy hatte einen abwehrenden Ausdruck auf dem Gesicht, sank dann aber kraftlos auf die Steinplatten zurück.

»George, bring die Trage«, sagte der Fahrer zu seinem Begleiter.

Murphy lag still und ließ sich auf die Trage heben. Die beiden Sanitäter breiteten eine graue Decke über ihn und wollten ihn zum Wagen tragen.

»Sollte nicht lieber jemand mitfahren?« meinte da Hassell.

»Mein Neffe«, sagte Murphy schwach. »Ich lasse meinen Neffen kommen.«

Gleich darauf fuhr der Krankenwagen mit heulender Sirene an. Der Feuerwehrhauptmann tauchte in der Tür zu Murphys Wohnung auf. »Immer wieder die alte Geschichte«, sagte er. Er hielt eine halbgerauchte Zigarette in der Hand, die vom Löschschaum durchweicht war. »Beim Rauchen eingeschlafen. Zigarette fällt aufs Sofa, glimmt dort weiter, und das Ding brennt an. Dann fangen die Vorhänge Feuer, und . . .«

»Ein Glück, daß ich es gesehen habe.« Sonny Elmquist war noch immer barfuß. Er war ganz blaß.

»Ein Glück für den Mann hier drinnen. Er hätte tot sein können. Sie kamen gerade rechtzeitig. Der Christbaum da drinnen ist eine trockene Fichte. Hätte der Feuer gefangen, dann hätte die Wohnung in der nächsten Minute in hellen Flammen gestanden.«

»Er ging mit einer Zigarette schlafen?« fragte Justus.

»Das tun leider sehr viele«, sagte der Feuerwehrhauptmann. »Aber er hatte doch diesen Spezialaschenbecher«, sagte Justus. »Er behauptete, der sei idiotensicher – da könne man eine Zigarette ablegen und vergessen. Die Zigarette könne nicht wieder herausfallen.«

»Wenn sich einer schon halb im Schlaf eine Zigarette ansteckt, kann alles mögliche passieren«, hielt ihm der Feuerwehrhauptmann entgegen.

»Und Mr. Murphy war todmüde«, stellte Mr. Prentice fest.

»Er hat sich wohl auf dem Sofa ausgestreckt und war sofort weg.«

»Aber wir fanden ihn doch auf dem Fußboden, auf dem Weg zum Schlafzimmer. Wenn er auf dem Sofa eingeschlafen war, warum ging er dann nicht einfach zur Wohnungstür und ins Freie?« fragte Justus.

»Das hat er bei dem Qualm verwechselt«, sagte der Feuerwehrmann beschwichtigend. »Das kann jedem passieren. Als erst alles voller Rauch war, wußte er nicht mehr, wo es lang ging.« Justus und die anderen traten zur Seite, als die Feuerwehrleute das Sofa auseinanderrissen, um sich zu vergewissern, daß sich keine Glut mehr darin verbarg.

»Na, bis das hier alles wieder hergerichtet ist«, sagte Hassell. »Mrs. Boggle fällt in Ohnmacht, wenn sie das sieht.« Sonny Elmquist sah schadenfroh drein. »Sagt mal, wo ist sie denn?« »Die ist vor einer Weile im Taxi weggefahren«, sagte Bob. »Wohin bringt der Krankenwagen Mr. Murphy?« fragte Justus den Feuerwehrhauptmann.

»In die Notaufnahme beim Zentralkrankenhaus. Dort ist die Unfallstation für diesen Bezirk. Wenn sie ihn nicht gleich wieder entlassen können, behalten sie ihn dort oder verlegen ihn in eine andere Klinik, wenn er das lieber möchte.«

Justus nickte. »Zentralkrankenhaus«, wiederholte er. »Da ist auch Miss Chalmers. Aber . . . wieso muß Mr. Murphy dorthin?«

»Da ist doch die Unfallstation«, sagte der Feuerwehrmann. »Das meine ich nicht«, sagte Justus. »Mr. Murphy war mit dem Rauchen immer sehr vorsichtig. Daß es ausgerechnet bei ihm brennen mußte – das ist mir unbegreiflich!«

Über Schlafwandler

»Das Haus ist verhext!« erklärte Alex Hassell, als die Feuerwehr wieder weggefahren war. »Erst Gwen Chalmers, dann Mrs. Boggle und jetzt Murphy!«

»Mit dem Einbruch hat alles angefangen«, sagte Mr. Prentice. Er vermied es, Sonny Elmquist anzusehen, der sich auf einer Liege ausgestreckt hatte, die Augen vor der hellen Sonne halb geschlossen. »Bis vor drei Nächten war hier alles ganz friedlich, und dann rannte dieser Einbrecher über unseren Hof. Und seither geht es Schlag auf Schlag.«

Justus nickte. »Da liegt die Schlußfolgerung auf der Hand«, sagte er. »Der Karpathund ist hier! Und derjenige, der ihn gestohlen hat, ist höchstwahrscheinlich auch hier!«

»Junger Mann, was redest du da?« fragte Hassell scharf. »Hier ist kein Hund, kein gestohلener und auch sonst keiner. Meine Katzen würden es merken, wenn hier ein Hund wäre!«

»Es ist die Kristallskulptur eines Hundes«, erklärte Fenton Prentice. »Ich habe die Figur von dem Künstler Edward Niedland gekauft und sie ihm für seine Ausstellung in der Galerie Maller leihweise zur Verfügung gestellt. Am Montag abend wurde sie aus Edwards Haus gestohlen.«

Alex Hassell stieß ein kurzes, verächtliches Lachen aus. »Also das hat Mrs. Boggle gemeint! Sie erzählte mir, Sie wollten sich einen Hund zulegen, und ich solle nur ja auf meine Katzen achtgeben! Ein Glashund! So was!«

Prentice seufzte. »Sie hat also in meinen Unterlagen gelesen. Sicher hat sie geglaubt, ich hätte einen richtigen Hund gekauft. Also verbreitete sie es gleich im ganzen Haus – und dann hat jemand den Hund gestohlen!«

»Na, ich jedenfalls nicht!« fuhr Hassell auf. »Und im übrigen werde ich auch nicht hierbleiben, solange einer die Leute vergiftet und Autos in die Luft sprengt. Ich ziehe in ein Motel!« Er lief in seine Wohnung. Nach kurzer Zeit kam er wieder heraus, in einer Hand einen Katzenkorb und in der anderen einen Koffer. »Um fünf komme ich her, um meine Kätzchen zu füttern«, verkündete er. »Tabitha nehme ich natürlich mit. Wenn mich jemand sprechen will – ich bin im Motel ›Ramona‹, bis hier wieder Vernunft eingekehrt ist.«

Hassell warf Mr. Prentice einen erbitterten Blick zu. »Sie können ja meine Wohnung durchsuchen, wenn Sie es wünschen«, sagte er. »Aber bitte nur mit Polizeivollmacht!«

Er stakste hinaus. Gleich darauf fuhr vorn an der Straße ein Wagen an.

»Sie können auch meine Wohnung durchsuchen, wenn Sie wollen«, bot Sonny Elmquist an. »Heute muß ich mittags um zwölf zur Arbeit, aber vorher ist ja noch Zeit. Und eine Vollmacht brauchen Sie bei mir nicht.«

»Mittags?« fragte Bob. »Ich denke, Sie arbeiten nachts.«

»Heute habe ich die Frühschicht übernommen«, erklärte Elmquist.

»Ein Kollege hat sich krank gemeldet.«

»Ich bin sicher, daß der Hund nicht in Ihrer Wohnung ist«, sagte Justus gelassen. »Im übrigen ist er in keiner von den Wohnungen hier im Gebäude.«

Sonny Elmquist sah leicht enttäuscht aus. Er zuckte die Achseln und kehrte in seine Wohnung zurück.

»Wie kannst du da so sicher sein?« fragte Prentice.

»Aus dem einfachen Grund, weil Mrs. Boggle die geborene Spionin ist«, erklärte Justus, »und sich hier eifrig als solche betätigt. Sie schnüffelt im Privatleben aller Mieter herum, und alle wissen das. Bis heute war sie noch nie längere Zeit weg. Sie hat einen Zentralschlüssel und kann alle Wohnungen außer der Ihren betreten. Wenn ich den Karpatenhund gestohlen hätte und hier wohnte, würde ich die Skulptur jedenfalls nicht in meiner Wohnung verstecken.«

»Ja, da hast du wohl recht.«

»Doch das will keineswegs besagen, der Hund könne nicht ganz hier in der Nähe sein. Warum würde sonst jemand versuchen, so viele Mitbewohner aus dem Weg zu räumen? Gestern wurde Miss Chalmers vergiftet. Heute explodierte in Mrs. Boggles Wagen eine Bombe – und fast wäre sie dabei verletzt worden. Dann brannte es in Mr. Murphys Wohnung. Dies macht mich freilich stutzig. Ich würde gern mit Murphy darüber reden. Wenn es ihm besser geht, fällt ihm vielleicht zum Hergang wieder etwas ein.«

Bob Bob die Brauen. »Du meinst, das Feuer ist nicht unbedingt zufällig ausgebrochen?«

»Durchaus möglich.«

»Na, verdächtigst du etwa Sonny Elmquist als Brandstifter? Er war ja auffällig schnell als Retter zur Stelle. Vielleicht hat er sich erst in Murphys Wohnung geschlichen, hat den Brand gelegt und dann als Tarnungsmanöver Murphy gerettet, ehe das Feuer sich zu stark ausbreitete.«

»Wie willst du eine so irrsinnige Theorie beweisen?« fragte Peter.

»Zunächst einmal«, sagte Bob entschlossen, »werde ich mit Dr. Barrister reden.« Er sprach von einem Anthropologie-Dozenten an der Universität Ruxton – einem Mann, der den

drei ??? schon zuvor mit seinen Kenntnissen in Magie und Okkultismus geholfen hatte. »Vielleicht ist Elmquist auch nicht der Brandstifter, aber auf mysteriöse Weise in fremden Wohnungen herumzuspionieren – das traue ich ihm glatt zu. Dr. Barrister hat dafür möglicherweise eine Erklärung.«

»Na, ich halte mich lieber an Tatsachen!« sagte Peter. »Ich werde Elmquist mal beschatten, wenn er zur Arbeit geht. Er sagt ja, er sei im Supermarkt beschäftigt, aber einen Beweis dafür haben wir nicht. Außerdem kann ich dabei feststellen, ob Hassell tatsächlich in dieses Motel umgezogen ist.«

»Und ich«, verkündete Justus, »werde ein paar Krankenbesuche machen. Ich brauche noch Informationen von Miss Chalmers und Mr. Murphy.«

Mr. Prentice erschrak. »Na aber – ich wollte doch mit euch Jungen zur Bank gehen. Ich will nicht das ganze Lösegeld in bar allein mit mir herumtragen.«

»Nein, und Sie sollten auch nicht allein hier bleiben«, sagte Justus.

»Ob Ihnen jemand Gesellschaft leisten könnte?«

»Doch, natürlich – Charles Niedland!«

Prentice rief Niedland gleich an, und dieser versprach, in wenigen Minuten beim Paseo Place zu sein.

Bob telefonierte mit Dr. Barrister und bestellte dann ein Taxi. Zwanzig Minuten später war er im Büro des Dozenten an der Universität Ruxton. Die sonst so gelassene Miene des Mannes war gespannt und erregt.

»Was ist es diesmal?« fragte Barrister. »Was für einem mystischen Vorfall sind die drei Detektive auf der Spur?«

Bob erklärte die Sache mit den Lichtblitzen, die in Prentices Wohnung auftraten.

»Hmm!« sagte Barrister. »Das gehört eigentlich nicht in mein Fach. Ich bin Experte für die Folklore der Maori-Stämme und für Magie, wie sie in der Karibik und anderen Gebieten praktiziert wird. Was du da schilderst, scheint ein echtes physikalisches oder psychisches Phänomen zu sein. Ich glaube an viele Dinge, die andere für unmöglich halten, aber an Geister glaube ich nicht. Allerdings – und hier hellte sich Barristers Miene auf – »habe ich da eine Kollegin, die in dieser Beziehung sehr aufgeschlossen ist.«

Bob strahlte. »Ich wußte ja, Sie helfen uns wieder.«

»Mit Vergnügen«, erwiderte Barrister. »Komm nur mit. Ich bringe dich zu Professor Nora Arbiter. Sie leitet unser Institut für Neurologie und Psychiatrie. Hier an der Uni glaubt die eine Hälfte der Leute, sie sei verrückt, und die andere Hälfte hat Angst, sie könne ihre Gedanken lesen. Die Bekanntschaft wird dich interessieren.«

Professor Arbiter, die sie in einem nüchternen kleinen Ziegelbau hinter der Sporthalle antrafen, erwies sich als eine Dame um die vierzig mit sympathischem Äußeren. Sie las gerade Briefe, als Bob und Dr. Barrister zu ihr ins Büro kamen. Sie lächelte Barrister strahlend an und schwenkte einen Bogen Papier.

»Was es nicht alles gibt!« sagte sie. »Dieser Brief kommt von einem Mann in Dubuque, der behauptet, bei ihm spuke der Geist seiner Schwester – und dabei hatte er gar keine Schwester.«

»Sie bekommen bei weitem die spannendste Post hier, Nora«, sagte Barrister. Er setzte sich Professor Arbiter am Schreibtisch gegenüber und wies auf einen weiteren Stuhl für Bob.

»Das ist Bob Andrews«, sagte er. »Er gehört zu einem Team von Privatdetektiven, und er hat da eine Sache, die Sie interessieren dürfte.«

»Privatdetektive?« wiederholte Professor Arbiter. Ihre Augen funkelten vor Vergnügen. »Bist du dafür nicht noch etwas zu jung?«

»Die Jugend hat ihre Vorzüge, wie Sie wissen«, meinte Dr. Barrister. »Junge Menschen haben viel Energie, sind sehr neugierig und ziemlich frei von Vorurteilen. Bob, erzähl' Professor Arbiter von eurem neuesten Fall.«

Wieder berichtete Bob von den Ereignissen in Mr. Prentices Wohnung. Diesmal erwähnte er auch Justs Begegnung mit dem Pfarrersgeist in der angrenzenden Kirche.

»Aha!« sagte Professor Arbiter.

»Wissen Sie etwas von diesem spukenden Pfarrer?« fragte Bob.

»Der jetzige Pfarrer hat mich in dieser Sache vor einiger Zeit angerufen«, sagte Professor Arbiter. »Ich werde oft darum gebeten, solche Vorfälle zu untersuchen. Pfarrer McGovern

hat den Geist nie selbst gesehen, aber seine Haushälterin war wegen des Spuks einem Zusammenbruch nahe. Die Gestalt, die dein Freund in der Kirche sah – ein hagerer Mann mit Soutane – entspricht der Beschreibung. Der frühere Pfarrer war ein magerer, weißhaariger Mann. Sein Bild hängt im Amtszimmer im Pfarrhaus. Als ich aber die Haushälterin befragte, entdeckte ich etwas Interessantes. Sie kommt aus einer kleinen Stadt in Irland – Dungalway –, und die Kirche in Dungalway ist berühmt. Dort soll nämlich der Geist eines Priesters spuken, der im Meer ertrunken ist. Ich habe mehrere Nächte in der Kirche von St. Jude zugebracht, und ich habe nichts gesehen. Ich habe mich auch mit vielen Bewohnern der Umgebung unterhalten. Obwohl etliche Ältere fest an den spukenden Pfarrer glaubten, hatte ihn noch keiner jemals gesehen. Ich halte ihn für eine Erfindung von Mrs. O'Reilly. Ich glaube, sie ließ ihn aus den alten Geschichten ihrer Kindheit erstehen, ohne sich dessen klar bewußt zu werden. Eure rätselhafte Erscheinung in dieser Wohnung ist hingegen wieder etwas anderes.« Professor Arbiter beugte sich vor. »Du sagtest ja, sie sei in Mr. Prentices Wohnung erschienen, während ihr annehmen mußtet, daß alle sich schlafend in ihren Wohnungen befanden?«

»Das stimmt«, bestätigte Bob.

Professor Arbiter lächelte. »Wunderbar!« rief sie. »Es ist ein Somnambuler!«

»Ach so, ein Schlafwandler.« Bob hatte schon begriffen. »Aber Mr. Prentice findet es gar nicht wunderbar. Wie macht dieser Elmquist das nur?«

Professor Arbiter ging zu einem Aktenschrank und zog mehrere Schnellhefter heraus. »Ein Somnambuler führt im Schlaf Handlungen aus«, erklärte sie, »aber hinterher erinnert er sich nicht mehr daran. Er hat die Augen offen, ist ansprechbar, kann reden, kann auch komplizierte Bewegungsfolgen ausführen. Es handelt sich um einen Zustand nicht volliger Wachheit, eine Bewußtseinsstörung. Man könnte es auch als ein Stadium der Hypnose bezeichnen. Volkstümlich werden diese Menschen auch ›Mondsüchtige‹ genannt, obwohl ein ursächlicher Zusammenhang mit dem Mond nicht bewiesen ist.«

Bob starnte die Frau mit offenem Mund an.

Sie setzte sich wieder und schlug eine Akte auf. »Wir haben nur wenige Fälle, die unter Testbedingungen im Labor untersucht wurden«, sagte sie. »Die Leute, die diese Veranlagung haben, wissen ja oft gar nichts davon. Wenn sie es von Beobachtern einmal erfahren, dann halten sie sich für verrückt, oder sie schämen sich. Aber erst im vorigen Jahr war jemand hier bei uns. Eine Hausfrau aus Montrose. Ich kann den Namen nicht nennen, aus Gründen der Diskretion.«

Bob nickte.

»Sie hatte seit einiger Zeit Kummer besonderer Art«, sagte Professor Arbiter. »Sie wurde nämlich offenbar von ihrem Mann gezwungen, posthypnotische Befehle auszuführen.«

Dr. Barrister beugte sich vor. »Wollen Sie damit sagen, Nora, daß sie Dinge tat, zu denen sie normalerweise nicht in der Lage gewesen wäre?«

»Nein, das nicht. Die in Trance oder in somnambulem Zustand ausgeführten Handlungen stimmen in der Regel mit den Verhaltensnormen und den Überzeugungen des Betreffenden überein. Kein Mensch kann beispielsweise mittels Hypnose dazu veranlaßt werden, einem anderen Schaden zuzufügen, sofern er dazu nicht ohnehin geneigt und fähig wäre. Auch jene Frau wurde von ihrem Mann nicht als Werkzeug für Untaten benutzt, aber gewissermaßen als Versuchskaninchen, weil ihn ihre Fähigkeit, die ihr selbst lange Zeit unbewußt war, faszinierte. Im übrigen legte er allerdings Wert darauf, sie in den Augen der Nachbarschaft als nicht normal erscheinen zu lassen, weil er sich von ihr trennen wollte. Er nahm sich vor, eines Abends im Winter zu einer Party bei Freunden zu gehen, sagte seiner Frau jedoch nichts von diesem Plan. Sie ging an diesem Abend früh zu Bett, und nach unseren Vermutungen muß er sie während des Dämmerzustandes vor dem Einschlafen hypnotisiert und ihr aufgetragen haben, eine Stunde später zu erwachen, ein Sommerkleid anzuziehen und zu Fuß zum Haus der Freunde zu gehen. Jedenfalls ging er zu der Party und kündigte dort an, seine Frau werde nachkommen. Und tatsächlich klingelte es später, und die Frau stand verstört und frierend im leichten Kleid vor der Haustür, was natürlich

alle Gäste höchst sonderbar fanden. Der Mann ging dann mit seiner scheinbar geistig verwirrten Frau nach Hause zurück. Die wahrscheinlichen Zusammenhänge dieses für die Frau ganz und gar unerklärlichen Vorfalls erfuhr sie dann beim ersten Gespräch mit uns, und da begann sie, den unredlichen Absichten ihres Mannes zu mißtrauen.«

»Sie sagten, Sie hätten ihre Fähigkeiten unter Testbedingungen überprüft«, wandte Bob ein.

»Ja. Wir legten ihr nahe, einige Tage hier im Institut zu verbringen. Sie schließt in einem Versuchsraum, wo wir sie ständig durch eine Einwegscheibe beobachten konnten. So war es uns möglich, nachzuweisen, daß sie sowohl ohne äußeren Anlaß als auch unter dem Einfluß posthypnotischer Befehle alltägliche oder absurde, jedoch immer harmlose Handlungen in somnambulem Zustand zu begehen vermochte. Der Spielraum solcher Handlungen reicht ja vom nächtlichen Aufstehen eines kleinen Kindes, das auf die Toilette und wieder ins Bett zurück geht, ohne richtig wach zu werden, bis zu einer scheinbar sinnlosen Spazierfahrt mit dem Auto an einen Ort, wo der somnambule Fahrer noch nie zuvor gewesen war. Die Frau aus Montrose verhielt sich bei uns im Institut gewissermaßen mustergültig. Sie wandelte zwar nicht bei Vollmond über den Dachfirst wie die sattsam bekannte Witzblattfigur, aber einmal stand sie auf und unterhielt sich mit dem zufällig im Raum anwesenden Versuchsleiter, der einer Eingebung folgend das Gespräch auf Band aufnahm. Als wir es ihr am nächsten Morgen vorspielten, deuteten alle Anzeichen darauf hin, daß sie sich an kein Wort dieser – übrigens völlig banalen – Unterhaltung erinnern konnte. Ein anderes Mal versetzte ein Kollege sie mit ihrer Einwilligung in hypnotische Trance, gab ihr eine Zeitungsnotiz zu lesen und trug ihr auf, deren Inhalt mit Angabe der Uhrzeit niederzuschreiben. Sie tat es und wurde dann geweckt; als ihr der Arzt ihre Handschrift mit der Zeitangabe auf einem Blatt Papier zeigte, reagierte sie derart hysterisch, daß wir – wohl zu Recht – befürchten mußten, sie habe in dieser Beziehung durchaus konkrete Ängste. Vermutlich war sie in ähnlicher Weise schon von ihrem Mann manipuliert worden. Ein weiterer Versuch bewies uns das, was ich vorhin

schon erwähnte: daß ein Somnambuler oder Hypnotisierter nichts tun kann, das seiner Einstellung zuwiderläuft. Sie führte den Befehl, sich nach dem Erwachen aus der Trance mit ihrem Mann am Telefon über eine Ehescheidung auszusprechen, nicht aus. Wir mußten einsehen, daß sie eine Trennung auch unter den gegenwärtigen ungünstigen Umständen im Grunde nicht wünschte, und da schickten wir sie nach Hause.« Bob überlegte kurz. »All das erklärt aber wenig im Zusammenhang mit Elmquist«, meinte er.

»Nun, es könnte erklären, woher der Schlafwandler im Haus deines Auftraggebers weiß, daß dieser Mann ein Mandala besitzt«, sagte Dr. Barrister.

Bob machte sich eine Notiz. »Haben Sie dazu auch einschlägige Erfahrungen?« fragte er Professor Arbiter.

»O ja. Hier ist noch ein Fall, der dich interessieren dürfte.« Sie schlug eine zweite Akte auf. »Ein Mann, der in Orange wohnt«, sagte sie. »Er hatte sich einen Nachschlüssel zum Haus seines Bruders besorgt, weil er wichtige Dokumente im Zusammenhang mit einem Rechtsstreit an sich bringen wollte. Der Bruder bekam Wind von diesem Vorhaben und richtete sich eine Alarmanlage ein. Eines Nachts wurde der andere Mann als Einbrecher gestellt. Seine Aussagen machten zwar glaubhaft, daß er die Tat in somnambulem Zustand begangen hatte und über diese Konsequenz entsetzt war, aber der widerrechtliche Besitz des Hausschlüssels reichte aus, um ihn vor Gericht zu stellen.«

»Komplizierter Fall für die Rechtsprechung«, stellte Bob fest. »Ja«, meinte Professor Arbiter. »Es ist verblüffend und beängstigend. Es ängstigt die Menschen, die über die Gabe verfügen, derartige Wanderungen zu unternehmen, und es ängstigt auch die, denen so ein Somnambuler begegnet.«

»Sonny Elmquist hat Mr. Prentice wirklich Angst eingejagt!« sagte Bob. »Aber wie können wir sicher sein, daß er ein solcher Schlafwandler ist?«

»Das könnt ihr eben nicht«, sagte Professor Arbiter. »Er könnte sich bereiterklären, zu einigen kontrollierten Experimenten hierher zu kommen. Dann läßt sich vielleicht nachweisen, daß er diese eigenartige Fähigkeit besitzt. Andererseits ist es auch

möglich, daß dabei gar nichts herauskommt.« Professor Arbiter Bob die Brauen. »Ich versteh«, sagte Bob. »Und Mr. Prentice kann ihn sich inzwischen nicht irgendwie vom Leibe halten?«

»Sonny Elmquist will nach Indien reisen«, erwähnte Bob noch. »Um dort Studien zu machen.«

Professor Arbiter nickte. »Es ist eine weit verbreitete Meinung, daß indische Weise Geheimnisse kennen, die dem westlichen Menschen nicht zugänglich sind«, sagte sie. »Ich bezweifle das. Wenn aber Mr. Elmquist wirklich zu diesen suggestiblen, also leicht beeinflußbaren Personen gehört, glaubt er vielleicht, er könne in Indien mehr darüber erfahren.« »Gut, so viel zu dem Auftauchen in Mr. Prentices Wohnung«, sagte Bob. »Aber was ist nun mit dem Pfarrer, der als Geist umgeht? Und mit Geistererscheinungen überhaupt?«

Professor Arbiter Bob die Schultern. »Es ist mir bisher nicht gelungen, auch nur den geringsten Beweis dafür aufzutreiben, daß dieser Pfarrersgeist irgendwo existiert außer in der Phantasie der Haushälterin. Vielleicht hat dein Freund den Spuk in der Kirche gesehen, vielleicht auch nicht. Ich habe selbst niemals einen Geist gesehen, und ich bin Geistern seit vielen Jahren auf der Spur.«



Es muß sich bei dieser Professorin ebenfalls um eine suggestible Person handeln, wenn sie in dieser wichtigen Frage auch nur mit einem Fragezeichen zu schließen vermag. Schulweisheit kann eben doch nicht alles erklären – das scheint die kluge Dame zu akzeptieren.

Die Opfer

Als Bob Andrews zur Universität Ruxton abgefahren war, rief Justus im Zentralkrankenhaus an. Er erfuhr, daß John Murphy nach der Behandlung der akuten Rauchvergiftung

in die Belvedere-Klinik verlegt worden war, wo sein Hausarzt angestellt war. Gwen Chalmers lag noch im Zentralkrankenhaus. Justus beschloß, zunächst sie aufzusuchen.

Er fand Miss Chalmers in einem Privatzimmer. Sie saß aufrecht im Bett und blickte starr zum Fenster hinaus.

»Hallo«, sagte sie zu Justus, als er im Türrahmen stand. »Du bist doch einer der jungen Freunde von Mr. Prentice, nicht?« »Ja«, sagte Justus. »Wie geht es Ihnen?«

»Nicht schlecht, wenn man bedenkt, daß mich jemand umbringen wollte«, sagte sie. »Und Hunger habe ich auch. Aber sie wollen mir nichts zu essen geben, nur Quellstoffe und Milch.« Ungeduldig bewegte sie die Beine unter der Bettdecke. »Laß dich bloß nie vergiften«, empfahl sie Justus.

»Ich werde mich hüten!« sagte er. Er sah die Frau aufmerksam an. Obwohl sie jetzt nicht sehr ausgeglichen war, wirkte ihr Gesicht nicht unsympathisch. An den Mundwinkeln waren Fältchen, als ob sie viel lachte.

»Was war es denn für Gift, wissen Sie das?« erkundigte sich Justus.

»Irgendeine Chemikalie, nichts Besonderes«, sagte Miss Chalmers. Es hörte sich fast ein wenig beleidigt an. »Die Polizei hat mir die Bezeichnung genannt, aber ich konnte sie mir nicht merken. Es war nichts wie Arsen oder Strychnin, also die klassischen Gifte, wie sie im Kriminalroman vorkommen.«

»Da hatten Sie Glück!« meinte Justus. »Hätte man Ihnen Strychnin verabreicht, so wären Sie bestimmt nicht hier!«

»Ich weiß ja, ich weiß! Ich sollte dankbar sein, daß mir von dem Zeug nur übel wurde. Daß jemand überhaupt vergiftete Pralinen bekommt, ist ja schon dramatisch genug.« Sie lachte. »Konnte die Polizei dazu schon etwas ermitteln?«

»Sie sagten, die Herkunft des Giftes sei nicht festzustellen«, antwortete Gwen Chalmers. »Und die Pralinenpackung kann man überall kaufen.«

Ihr Blick wanderte zu der Topfpflanze, die auf ihrem Nachttisch stand.

»Ein Geschenk?« fragte Justus.

Miss Chalmers nickte. »Ich rief heute früh im Büro an, und kurz darauf kam schon die Pflanze.«

»Sie kommen mit Leuten gut aus, nicht?« meinte Justus.

Sie lachte. »Du fragst wie die Polizei! Sie waren den halben Vormittag über hier, um herauszukriegen, ob ich irgendwelche Feinde habe. Unsinn! Leute wie ich haben keine Feinde.« »Dessen bin ich sicher«, sagte Justus. »Mr. Prentice wird sich darüber freuen, daß es Ihnen besser geht.«

»Er ist ein netter Mann«, sagte sie. »Ich mag ihn. Es freut mich, daß er sich jetzt einen Hund anschaffen will.«

Justus stand starr. »Diesen Karpathenhund?«

»Ja. Er erzählte mir . . .«

»Er erzählte Ihnen, er wolle sich einen Karpathenhund anschaffen?«

Sie zog die Brauen zusammen, als habe sie Mühe, sich zu erinnern. »Nein, wenn ich es recht überlege, hat er es mir doch nicht erzählt. Es war wohl eher Mrs. Boggle. Ja, jetzt weiß ich es wieder. Vorigen Samstag war ich zum Schwimmen draußen, und Mrs. Boggle drückte sich im Hof herum und tat so, als warte sie auf den Postboten. Da sagte sie, Prentice wolle sich einen Hund zulegen, hätte ihr aber noch nicht Bescheid gegeben. Sie war deshalb ganz außer sich. Sie meinte wohl, ein Hund im Haus könnte stören, obwohl ich das nicht begreife. Alex Hassell versammelt ja auch dauernd all diese streunenden Katzen um sich.«

Justus nickte. »Sagen Sie, kann ich Ihnen aus Ihrer Wohnung etwas herbringen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Man hat mich schon mit Zahnbürste und Kamm und allem, was eine Frau so braucht, versorgt«, sagte sie. »Und außerdem werde ich schon morgen oder übermorgen entlassen. Sie wollten mich nur ein paar Tage zur Beobachtung hierbehalten.«

Justus verabschiedete sich und ging nachdenklich weg.

Also war Miss Chalmers die Sache mit dem Karpathenhund ebenfalls bekannt gewesen, obwohl auch sie alles gänzlich mißverstanden hatte. Zweifellos wußte jedermann in der Wohnanlage, daß Mr. Prentice sich demnächst irgendeinen Hund anzuschaffen gedachte. Aber wie viele Leute wußten, daß dieser Hund in Wahrheit eine Kristallskulptur von der Hand des verstorbenen Künstlers Edward Niedland war?

Ob es Elmquist wohl wußte? Oder vielleicht Murphy? Es wäre interessant, Murphy zu der Sache zu hören.

Ein Taxi stand im Lieferantenbereich vor dem Krankenhaus. Der Fahrer räkelte sich zeitunglesend auf dem Sitz.

»Wissen Sie, wo die Belvedere-Klinik ist?« fragte Justus.

»Klar, Junge. Drüben bei der großen Kreuzung, Wilshire Boulevard und Yale Avenue.«

Justus stieg in das Taxi. »Dort möchte ich hin.«

»Schön.« Der Fahrer schaltete den Taxameter ein und fuhr los. Justus merkte, daß sie wieder in die Richtung des Appartementhauses am Paseo Place fuhren. Und wirklich stellte sich heraus, daß die Belvedere-Klinik, eine kleine Privatklinik, nur zwei Straßen davon entfernt war.

Justus zahlte und betrat das Gebäude.

Verglichen mit dem Zentralkrankenhaus herrschte hier Eleganz. Die Empfangshalle war mit einem dicken Teppich ausgelegt und geschmackvoll weihnachtlich dekoriert. Die Empfangsdame war nicht weiß bekittelt, sondern trug ein weich fallendes rosafarbenes Kleid. Sie rief in John Murphys Zimmer an und meldete, Justus Jonas sei in der Klinik und wolle Mr. Murphy besuchen. Dann lächelte sie und nannte Justus Mr. Murphys Zimmernummer.

Der Raum war ein großes Eckzimmer. Die Sonne schien durch zwei Fenster herein. Murphy lag im Bett, und sein sonst so gut durchblutetes Gesicht war so weiß wie das Kissen. Sein Neffe, Harley Johnson, saß am Fußende des Bettes in einem Armsessel und sah Murphy halb belustigt, halb mißbilligend an.

Murphy warf Justus einen erregten Blick zu, als der Erste Detektiv ins Zimmer trat. »Falls du vorhast, mir auch gute Ratschläge zu verpassen«, sagte er barsch, »dann laß es bitte sein. Harley hat mich für heute schon genügend eingedeckt.« »Ich sagte schon immer, daß das Rauchen eines Tages noch dein Tod sein wird«, erklärte Harley. »Nur hätte ich es nicht ganz so schnell erwartet!«

»Ich war müde«, sagte Murphy. Es klang gereizt. »Ich war müde, sonst nichts. Normalerweise bin ich immer sehr achtsam. Ich habe im Schlafzimmer auch keine Zigaretten liegen.«

»Dann solltest du aber auch im Schlafzimmer schlafen und nicht auf dem Sofa«, sagte Harley.

Murphy stöhnte. »Es gibt doch nichts Schlimmeres als einen rechthaberischen Neffen.«

»Ist es so passiert?« fragte Justus. »Sie sind auf dem Sofa eingeschlafen, und die Zigarette ist Ihnen heruntergefallen?«

»Vermutlich ja«, gab Murphy zu. »Ich kann mir nicht vorstellen, wie es sonst hätte passieren können. Ich weiß noch, wie ich in die Wohnung kam – nach der Explosion in Mrs. Boggles Wagen – und mich müde hinsetzte. Ich wollte noch eine letzte Zigarette rauchen und dann zu Bett gehen. Und da muß ich eingenickt sein. Als ich wieder zu mir kam, war das Zimmer voller Rauch. Ich versuchte noch, zur Tür zu kommen. Dann weiß ich nichts mehr.« »Sie gingen in die falsche Richtung«, sagte Justus, »aufs Schlafzimmer zu.«

Murphy nickte. »Und du hast mich rausgeholt«, sagte er.

»Wir alle zusammen«, erklärte Justus. »Bob und Peter und Sonny Elmquist. Er hat als erster das Feuer bemerkt.«

»Sonderbarer kleiner Kerl«, knurrte Murphy. »Konnte ihn nie recht leiden. Und jetzt verdanke ich ihm mein Leben.« »Mr. Murphy«, sagte Justus, »wußten Sie etwas von dem Hund, den sich Mr. Prentice anschaffen wollte?«

»Hund?« Murphy Bob den Kopf vom Kissen. »Na – was sollte denn Prentice mit einem Hund anfangen? Ich habe gehört, seine Wohnung sei mit antikem Zeug vollgepackt. Ein Hund? Das soll wohl ein Witz sein?«

»Mrs. Boggle war darüber schon ganz aus dem Häuschen«, sagte Justus.

»Das ist bei ihr nichts Besonderes. Im übrigen gebe ich nichts auf das, was Mrs. Boggle sagt. Die redet mal dies und mal das daher.« Er streckte sich aus, als sei er sehr erschöpft.

»Ich ziehe vielleicht weg«, sagte er. Er sah Justus an. »Ihr Jungen solltet auch nicht in dem Haus bleiben. Dort ist man nicht mehr sicher.«

Harley stand auf und trat an die Bettkante. »Mach dir jetzt deshalb keine Sorgen«, redete er seinem Onkel zu. »Der Arzt hat dir Ruhe verordnet. Ich werde in deine Wohnung gehen und für dich alles wieder in Ordnung bringen. Und wenn

es dir besser geht, können wir eine neue Wohnung suchen.« Murphy lächelte. »Du bist ein guter Junge, Harley. Manchmal bist du mir ein besserer Vormund, als ich es dir bin.«

Harley und Justus gingen zusammen weg.

»Mein Onkel raucht zuviel«, sagte Harley. »Und er arbeitet zuviel und sorgt sich zuviel. Irgendwie bin ich fast froh darüber, daß der Brand bei ihm ausgebrochen ist.«

Justus warf dem jungen Mann einen schnellen Blick zu.

»Ich meine natürlich nicht, ich sei froh, daß er jetzt im Krankenhaus liegt und all das«, sagte Harley rasch. »Aber er war in letzter Zeit sehr nervös und schlief schlecht. Es fiel mir auf, als ich über Weihnachten bei ihm war. Er stand mehrmals auf und wanderte herum, wenn er glaubte, ich sei eingeschlafen. Ich könnte mir denken, daß seine Geschäfte schlecht gehen. Die Rauchvergiftung war nicht schlimm. Ihr Jungen habt ihn rechtzeitig ins Freie gebracht. Aber sein Arzt will ihn ein paar Tage im Bett behalten und ein paar Untersuchungen machen und dafür sorgen, daß er einmal wieder ordentlich schläft.«

»Das wird ihm sicher gut tun«, sagte Justus, als sie die Klinik verließen und den Wilshire Boulevard zum Paseo Place entlanggingen.

»In diesem Haus ging es in letzter Zeit recht turbulent zu. Sie waren in der Nacht, als eingebrochen wurde, nicht da, oder?«

»Du meinst, als der Einbrecher von der Parallelstraße her über den Hof lief? Nein, das habe ich versäumt. Ich war mit Freunden zum Abendessen ausgegangen und anschließend im Theater. Onkel John hat mir hinterher alles erzählt. Und jetzt höre ich, daß es noch eine Vergiftung und einen Bombenanschlag gegeben hat. Onkel John hat schon recht. Man ist dort seines Lebens nicht mehr sicher.«

»Hat vielleicht *Ihnen* jemand erzählt, Mr. Prentice wolle sich einen Hund zulegen?« forschte Justus.

»Nein. Wer hätte das tun sollen, außer meinem Onkel? Ich stehe schließlich nicht im Hof herum, wenn ich bei ihm zu Besuch bin. Die Stimme dieser Mrs. Boggle geht mir auf die Nerven.«

Harley pfiff durch die Zähne, als er die Fenster seines Onkels sah. Ein paar gezackte Glasscherben steckten noch in den Rahmen, und die verkohlten Vorhänge hingen in Fetzen herab. »Am besten lasse ich zuerst den Glaser kommen«, sagte er, während er einen Schlüsselbund aus der Tasche zog. »Drinnen ist sicherlich auch alles verwüstet. Da hatte ich mir den denkbar ungeeigneten Zeitpunkt für die Abreise von hier ausgesucht.« Er straffte sich in den Schultern und verschwand in Murphys Wohnung.

Justus verweilte noch kurz, ehe er die Treppe hinaufging. Er versuchte, sich die Zusammenhänge zurechtzulegen. War Gwen Chalmers wirklich ein unschuldiges Opfer? Hatte Murphy tatsächlich nichts von dem Karpatenhund gewußt? War Harley der neutrale Beobachter, als der er erschien?

Wenn ja, dann machte sich lediglich Sonny Elmquist verdächtig. Elmquist war der einzige Nachbar, der auch von dem Kristallhund wissen konnte. Und Elmquist war der einzige Mitbewohner, der jetzt noch im Haus war.

Dann fiel Justus noch etwas ein. Jemand wandte Gewalt an, um die Leute aus dem Haus zu schaffen. Würden die drei ??? als nächste an die Reihe kommen?

Der Karpatenhund

Als Justus bei Mr. Prentice klingelte, öffnete ihm Charles Niedland. »Komm herein«, forderte er den Ersten Detektiv auf. »Dein Freund Bob ist gerade aus Ruxton zurückgekommen, und er wird gleich mit seinen Neuigkeiten herausplatzen.«

Bob saß auf dem Sofa, sein Notizbuch aufgeschlagen vor sich. Mr. Prentice hatte vorsichtig auf einem zierlichen antiken Stuhl Platz genommen.

»Wie geht es Miss Chalmers?« fragte er.

»Sie ist bald wieder ganz auf der Höhe«, berichtete Justus. »Sehr erfreulich«, sagte Prentice. »Und Mr. Murphy? Hast du den auch besucht?«

»Ja. Bei ihm waren die Folgen nicht so schlimm. Haben Sie das Lösegeld für den Hund bekommen?«

Charles Niedland wies auf eine braune Einkaufstüte auf einem Tischchen. »Noch selten im Leben war ich derart aufgeregt«, sagte er. »Meistens habe ich nur drei Dollar in bar und ein paar Kreditkarten bei mir. Und Fenton Prentice läuft mit zehntausend Dollar, klein gestückelt, in einer Papiertüte durch die Stadt!«

Justus sah die Tüte an und grinste. »Sehr gute Idee«, sagte er. »Die macht gar nichts von sich her. Sie ist praktisch unsichtbar.«



Unsichtbar – wie das gläserne Kunstwerk, unsere Titelfigur! Liegt hier der Hund begraben? (Nur ein Gedanke, der mir durch den Kopf ging; spinne ihn weiter, wer mag . . .)

Wieder klingelte es, und Charles Niedland ließ Peter herein. »Der Geschäftsführer im Supermarkt mag keine Jungen, die hinkommen und rumstehen und in Illustrierten blättern und nichts kaufen«, meldete er. »Er hat mich rausgeschmissen. Ich kaufte das ›Los Angeles Magazine‹, aber dableiben durfte ich trotzdem nicht.«

Peter flegelte sich auf das Sofa neben Bob. »Nicht weiter schlimm, glaube ich«, sagte er. »Wenigstens wissen wir, daß Sonny Elmquist jetzt gerade im Supermarkt ist. Und Hassell ist tatsächlich in dieses Motel gezogen.«

Bob beugte sich vor. »Gut. Dann nehmen wir uns Sonny Elmquist vor.«

»Was hast du herausbekommen?« fragte Justus.

»Daß er vermutlich ein Schlafwandler ist!« sagte Bob. Dann berichtete er weiter, was er in Ruxton über Somnambulismus und posthypnotische Befehle erfahren hatte.

»Das heißt also«, sagte Justus, als Bob alles erzählt hatte, »daß Elmquist möglicherweise einen Schlüssel zu Mr. Prentices

Wohnung besitzt und als Schlafwandler dort eindringt.« Prentice zuckte zusammen und nickte.

»Ich halte es sogar für möglich, daß ihm seine Besuche bei Ihnen, Mr. Prentice, gar nicht bewußt sind. Wie er zu dem Schlüssel gekommen sein kann, wissen wir freilich noch nicht«, sagte Bob. »Wir können ja noch immer nicht behaupten, daß er es wirklich so macht. Aber wenn er ein solcher Schlafwandler ist wie die Leute, mit denen Professor Arbiter gesprochen hat, dann tut er es mit offenen Augen im Schlaf.«

»Phantastisch!« sagte Peter munter. »Also wäre für heute klar, daß er uns in Ruhe läßt. Einschlafen oder abhauen kann er nämlich nicht – dafür sorgt schon der Filialleiter!«

Fenton Prentice stand auf und verstaute die Tüte in einem mit Schnitzwerk verzierten Schränkchen, das er abschloß. »Bestimmt wird er nicht ausgerechnet durch die Tür hier schauen. Somnambule haben schließlich keinen Röntgenblick,« meinte er.

»Und wenn er es doch tut, kriegt er nichts als eine Papiertüte zu Gesicht«, stellte Bob fest. »Laut Professor Arbiter können die Schlafwandler, die im Schlaf Ausflüge machen, nichts unternehmen, was ein wacher Mensch nicht auch könnte.« »Ja«, sagte Justus, »aber daß Sonny Elmquist somnambul ist, wäre dann die Erklärung dafür, woher er Ihr Mandala kennt. Ebenso könnte er auch über den Karpatenhund Bescheid wissen. Er könnte ein Telefongespräch zwischen Ihnen und Mr. Niedland mitangehört haben. Aber als Einbrecher scheidet er aus. Er war in seiner Wohnung, als der Einbruch passierte.«

Justus zog die Stirn in Falten und zupfte an seiner Lippe. »Es ist schwer vorstellbar«, sagte er, »aber es ist die einzige einleuchtende Erklärung. Wenn es in diesem Haus keine zwei Personen gibt, die voneinander nicht zu unterscheiden sind, dann muß Elmquist ein Schlafwandler im Sinne von Professor Arbiters Theorie sein. Und ich glaube nicht, daß zwei Menschen, die einander aufs Haar gleichen, in einem Haus wohnen können, ohne daß es irgendwer merkt.«

»Bei Mrs. Boggle auf keinen Fall«, sagte Prentice.

»Allerdings ist all das noch keine Erklärung für die Lichtblitze hier in der Wohnung, die ja offenbar auch Elmquist auf ge-

heimnisvolle Weise erzeugt«, brachte Justus noch vor. »Dazu täte mir endlich ein Geistesblitz not.« Alle bis auf Mr. Prentice grinsten.

Peter war ans Fenster getreten und meldete, Murphys Neffe sei aus dem Haus gegangen.

»Dann sind wir jetzt unter uns.« Justus blickte nachdenklich auf das Schränkchen, worin Prentice das Lösegeld verborgen hatte. »Eine Tüte voller Bargeld«, sagte er. »Weil es in der Tüte steckt, ist das Geld unsichtbar.« Seine Miene hellte sich auf, und plötzlich funkelten seine Augen.

»He, Just, was ist denn?« fragte Bob, der daran erkannte, daß dem Ersten Detektiv ein Licht aufgegangen war.

»Soll ich euch eine Geschichte erzählen?« war Justs Erwiderung.

»Red nicht um den heißen Brei!« sagte Peter gereizt. »Die Zutaten kannst du dir sparen!«

»Es ist ein Mordfall«, fuhr Justus unbeirrt fort. »Eine Erzählung, die ich vor langer Zeit gelesen habe. Es geht darin um einen Mord, der mit einer unsichtbaren Waffe verübt wurde.«

»Ja, und?« sagte Fenton Prentice.

»In der Geschichte«, sagte Justus, »saßen ein Ehepaar und ein Freund in einem Zimmer beim Essen. Der Ehemann und der Freund gerieten während des Essens in Streit, und daraus entwickelte sich bald ein fürchterlicher Kampf. Die Männer schlugen sich, und die Kerzen – die einzige Beleuchtung im Raum – stürzten dabei um. Da hörte die Frau ihren Mann aufschreien und spürte, wie etwas an ihrem Rock zerrte. Sie schrie laut, und die Diener kamen gelaufen. Sie fanden den Mann tot und die Frau mit blutverschmiertem Rock. Der Mann war erstochen worden – aber im Raum war keine Waffe zu finden. Die Bediensteten suchten und die Polizei ebenso, aber niemand konnte die Waffe entdecken. Zunächst zog man daraus den Schluß, der Mann sei von einem Dämon umgebracht worden.«

»War ganz praktisch, zu einer Zeit zu leben, in der man solche Schlüsse ziehen konnte«, bemerkte Charles Niedland.

»In Wahrheit verhielt es sich so«, erzählte Justus weiter, »daß er mit einer unsichtbaren Waffe getötet worden war – einem gläsernen Dolch. Der Mörder – der Freund, der mit dem

Paar gegessen hatte – hatte den Mann im Dunkeln erstochen und den gläsernen Dolch am Rock der Frau abgewischt. Dann steckte er den Dolch in einen Wasserkrug, der auf der Anrichte stand. Im Wasser war er nicht zu sehen. – Mr. Prentice, warum sollte jemand Miss Chalmers vergiften wollen?« fragte Justus. »Gibt es dafür irgendein Motiv außer der Tatsache, daß sie jeden Abend schwimmen ging?«

»Um Himmels willen!« sagte Charles Niedland.

»Und Mrs. Boggle«, fuhr Justus fort. »Gewiß ist sie fürchterlich naseweis, aber keiner wollte ihr ernstlich Schaden zufügen – bis sie sagte, sie würde das Becken leeren und reinigen lassen. Mr. Prentice, wir haben die ganze Zeit nach einem Kristallhund gesucht, der unsichtbar ist und dabei offen zutage liegt – genau wie der gläserne Dolch im Wasserkrug.«

»Das Schwimmbecken!« rief Bob. »Er ist in dem Becken!« Justus stand da und strahlte, die Hände in die Seiten gestemmt. »Morgen sollen Sie den Kristallhund gegen das Lösegeld eintauschen. Wenn wir uns den Hund nun heute schon holen? Die Zeit ist bestens geeignet. Niemand außer uns ist im Haus.« »Nicht zu fassen!« rief Prentice.

Justus grinste. »Bob«, sagte er, »stell dich an den hinteren Hofeingang und paß auf, daß keiner durchkommt. Peter, du überwachst die Straße vom Vordereingang aus.«

»Und was hast du vor?« wollte Peter wissen.

Justus war schon auf dem Weg zum Balkon, und sein Hemd hatte er halb aufgeknöpft. »Ich werde schwimmen gehen.« Bob und Peter gingen auf ihren Posten, und Prentice und Niedland folgten Justus zum Schwimmbecken. Er zog sich bis auf die Unterhose aus und ließ sich bibbernd am flachen Ende ins Wasser gleiten.

»Jetzt nur Ruhe bewahren«, sagte Prentice besorgt.

Justus watete zum tiefen Ende vor und suchte die blauen und goldfarbenen Fliesen auf dem Beckenboden sorgfältig ab. Als ihm das Wasser bis ans Kinn reichte, tauchte er und ließ sich auf den Grund sinken. Dann arbeitete er sich mit kräftigen Beinschlägen dicht über dem Beckenboden vor.

Noch einmal stieß er sich mit den Beinen ab, und dann griff er nach etwas.

»Er hat ihn gefunden!« Fenton Prentices Stimme war ein erregtes Flüstern. »Er hat ihn tatsächlich gefunden!«

Justus kam flink an die Oberfläche. In der Hand hielt er einen Gegenstand, von dem eine Schnur herabbaumelte. Er paddelte zum Beckenrand und reichte Fenton Prentice seine Beute hinauf. »Der Karpatenhund!« rief der alte Herr. Er nahm die Skulptur entgegen und drehte und wendete sie in den Händen. Es war ein Werk von eigenartigem Reiz, diese Gestalt eines kraftvollen Hundes mit kantigem, schwerem Kopf. Die großen runden Augen waren goldgerändert, und goldener Schaum lag auf den kristallenen Lefzen. Die Figur maß von der Unterkante des Glassockels bis zu den Ohrspitzen knapp zwanzig Zentimeter. Zwischen den Beinen des Tieres lag ein Totenschädel. Um den Rumpf des Hundes war ein langes Stück goldfarbener Kordel geknotet.

»So einfach ist das«, sagte Justus. »Der Einbrecher mußte nicht einmal untertauchen. Er versenkte den Hund an dieser Kordel, bis er den Grund erreicht hatte, und dann ließ er los. Die goldene Schnur war vor dem wirren Mosaik aus Blau und Gold nicht zu sehen.«

»Genial!« sagte Charles Niedland.

»Kann ich ihn wieder haben?« wandte sich Justus an Fenton Prentice.

»Wie?« fragte Prentice.

»Ich sagte: kann ich ihn wieder haben? Ich möchte ihn ins Becken zurücklegen.«

»Aber wozu das?«

»Weil der Einbrecher heute nacht vielleicht den Hund holen kommt. Er rechnet ja noch damit, daß Sie morgen das Lösegeld deponieren. Wir werden den Karpatenhund in sein Versteck zurückbringen, und dann werden wir den Monitor einschalten und den Einbrecher beobachten!«

»Aha.« Aber Fenton Prentice hielt den Hund fest an sich gedrückt.

»Recht vernünftige Idee, Fenton«, ermunterte ihn Charles Niedland.

»Aber . . . aber der Hund könnte Schaden nehmen – es könnte ein Stück absplittern, oder er könnte ganz zu Bruch gehen!«

»Bisher ist der Einbrecher achtsam mit ihm umgegangen«, sagte Justus. »Und das wird er auch weiterhin tun.«

Fenton Prentice seufzte und gab Justus die Kristallfigur zurück. Der Erste Detektiv ließ sie bedächtig an der Stelle, wo er sie gefunden hatte, ins Wasser sinken.

»Jetzt hätte ich gern ein Handtuch«, sagte er. »Es braucht keiner zu wissen, daß ich im Becken war. Auf den Platten hier dürfen keine nassen Fußspuren zu sehen sein.«

Charles Niedland sprang in großen Sätzen die Treppe hinauf und war nach einer Minute mit mehreren Handtüchern und einer dicken Badematte zurück. Justus stieg aus dem Wasser auf die Matte und trocknete sich flink ab.

»Hassell kommt!« Peter war vom Vordereingang herübergerannt.

»Sag Bob Bescheid!« befahl Justus und griff dann hastig nach seinen Kleidern. »Schnell, alles rauf!«

Als die Gruppe schleunigst in Prentices Wohnung verschwand, waren auf den Stufen, die von der Straße zum Eingangstor führten, Schritte zu hören. Justus schaltete den Monitor ein und sah sich an, wie Alex Hassell unten steifbeinig über den Hof und in seine Wohnung ging.

»Er hat gar nicht zum Becken hingesehen«, sagte Justus.

»Warum sollte er?« meinte Bob.

»Weil die Wasserfläche nicht ganz glatt ist, obwohl ich sehr vorsichtig war. Das passiert immer, wenn jemand in ein Schwimmbecken steigt. Es wird noch eine ganze Weile dauern, bis das Wasser wieder ruhig daliegt.«

»Dann ist Hassell nicht der Einbrecher«, entschied Peter.

»Entweder das, oder er hat Grund zu der Befürchtung, daß man ihn beobachtet. Vielleicht hat er das bewegte Wasser sehr wohl bemerkt und ist nur zu raffiniert, um sich eine Reaktion ansehen zu lassen. Wir müssen abwarten.«

Im Hof begannen sich die Katzen zu versammeln. Sie bildeten einen stummen Halbkreis um Alex Hassells Tür und saßen wartend da. Gleich darauf kam Hassell mit ein paar Näpfen heraus. Er schaute den Katzen beim Fressen zu. Er streichelte sie und redete auf sie ein, dann zogen die Tiere wieder ab. Nach kurzer Zeit verließ auch Hassell das Haus.

Die Jungen halfen Fenton Prentice mit dem Abendessen, und

dann aßen sie alle, während jeweils einer der drei ??? den Monitor im Auge behielt. Um elf Uhr gingen im Hof die Lampen aus.

Peter holte seine Jacke aus dem Garderobenschrank. »So, und weiter geht's mit dem Wacheschieben auf dem Balkon.«

»Ich komm mit«, sagte Justus.

Bob stand auf. »Dann bin ich auch dabei. Heute nacht dürfte sich noch etwas tun – und das will ich nicht versäumen!«

Der »Mondsüchtige« in Aktion

Um Mitternacht wurde leise das Tor aufgeschlossen. Die schlanke, gebeugte Gestalt des jungen Elmquist tauchte unten auf und ging in die Wohnung. Hinter Elmquists Fenster wurde es kurze Zeit hell und dann wieder dunkel.

Die Beobachter auf dem Balkon warteten.

Eine Tür öffnete und schloß sich. Die drei ??? konnten sehen, wie sich drunten etwas bewegte!

Peter packte Justus beim Arm.

Eine Gestalt schlich langsam zum flachen Ende des Beckens. Lautlos ließ sie sich ins Wasser gleiten und bewegte sich darin vorwärts, wobei kaum Wellen entstanden.

Plötzlich hörten die drei ??? den Schwimmer tief Atem holen. Nun tauchte er mit einem schwachen Plätschern. Dann war unter Wasser ein Lichtstrahl zu sehen. Der Taucher hatte eine wasserdichte Stablampe bei sich. Der Strahl schweifte kreuz und quer über den Beckenboden.

Eine Hand erschien in der Lichtbahn. Sie streckte sich nach unten und schloß sich um einen unsichtbaren Gegenstand – den durchsichtigen Karpatenhund!

Die Gestalt tauchte wieder auf und entstieg dem Becken. Gleich darauf hörte man das Öffnen und Schließen einer Tür. Peter griff hinter sich und klopfte leise an Prentices Tür. Sie ging sofort auf.

»Das war Elmquist!« flüsterte Peter.

Die drei ??? liefen treppab, mit Verstärkung durch Prentice und Charles Niedland.

Sonny Elmquists Fenster blieben dunkel.

»Vielleicht war er das als Schlafschwimmer«, sagte Peter ironisch.

»Unsinn!« erklärte Justus.

»Elmquist!« brüllte er. »Elmquist, machen Sie auf! Aufmachen, oder ich hol die Polizei und laß die Tür aufbrechen!« Die Tür ging auf. Da stand Elmquist im Bademantel, unter dem die nackten Beine und Füße hervorschauten.

»Was ist denn?« fragte er. »Ich habe geschlafen. Was wollt ihr?« Justus griff hinter den Türrahmen und knipste in der Wohnung einen Lichtschalter an. Der Schein einer Lampe enthüllte, daß Elmquists schwarze Haare triefnaß am Kopf klebten.

»Sie waren im Schwimmbecken«, sagte Justus anklagend.

»Nein, ich war nicht . . .« Elmquist suchte nach Ausflüchten, spürte dann aber, wie ihm ein Wassertropfen aus dem Haar übers Gesicht rann. »Ich war gerade unter der Dusche«, sagte er.

»Nein, Sie waren im Schwimmbecken«, stellte Justus unabirrt fest.

»Nasse Fußspuren führen zu Ihrer Tür.«

Elmquist sah sich den Beweis an und zuckte die Achseln. »Na schön, dann war ich eben im Schwimmbecken. Im Supermarkt war den ganzen Tag viel Betrieb, und beim Schwimmen kann man sich gut entspannen. Was ist dabei?«

»Wo ist der Karpatenhund?« rief Prentice. »Sie Halunke! Sie Räuber!«

»Ich weiß gar nicht, wovon Sie reden«, sagte Elmquist. Aber er blickte verstohlen und hastig in Richtung Küche.

»Dort in einem Schrank, vermute ich«, sagte Justus. »Sie hatten noch keine Zeit, ihn anderswo zu verstecken.«

»Du spinnst ja!« protestierte Elmquist.

»Mr. Prentice«, sagte Justus. »Sie sollten wohl besser die Polizei verständigen. Sie sollen herkommen, mit einem Haussuchungsbefehl.«

»Das geht nicht!« rief Elmquist. »Mitten in der Nacht kriegt ihr keinen Haussuchungsbefehl!«

»Möglich«, meinte Justus. »Na, dann warten wir eben bis morgen früh und lassen dann die Haussuchung machen. Inzwischen bleiben wir unten im Hof, und Sie werden Ihre Wohnung nicht unbeobachtet verlassen können.«

»Das könnt ihr nicht machen!« Elmquist schrie es beinahe heraus.

»Das . . . das ist Nötigung!«

»Wieso denn?« sagte Justus gelassen. »Daß wir uns im Hof hinsetzen, wo es uns nicht entgehen kann, wenn Sie abhauen, darf uns niemand verbieten. Aber handeln Sie sich doch nicht noch mehr Schwierigkeiten ein. Geben Sie uns jetzt gleich den Kristallhund, dann brauchen wir die Polizei nicht zu bemühen.«

Elmquist starrte den Ersten Detektiv sekundenlang an und trat dann vom Türrahmen zurück. »Er ist im Backofen«, sagte er mit dumpfer Stimme. »Ich hätte ihn Ihnen zurückgebracht, Mr. Prentice. Ehrlich.«

Fenton Prentice schnaubte verächtlich. »Ja, und erst die zehntausend abkassiert!«

»Zehntausend?« Sonny Elmquist war sichtlich verblüfft. »Welche zehntausend?«

»Das wissen Sie nicht?« fragte Justus. »Sie wissen tatsächlich nichts von dem Geld?«

Sonny Elmquist starrte die anderen an. »Für die Wiederbeschaffung des Hundes hatte ich wohl eine kleine Belohnung von Mr. Prentice erwartet aber doch nicht zehntausend Dollar!«

Fenton Prentice ging an Elmquist vorbei zur Küche. Er öffnete die Tür des Backofens. Da war der Kristallhund, noch immer mit der um den Leib geknoteten Kordel.

»Mr. Prentice, ich glaube nicht, daß er in die Sache mit dem Geld verwickelt ist«, sagte Justus. »Er ist nicht der Einbrecher. Er ist nur ein Somnambuler, der zufällig etwas beobachtet hat, das auch in sein waches Bewußtsein gedrungen ist.«

Sonny Elmquist zuckte zusammen und wurde noch um einige Schattierungen bleicher. Sein Adamsapfel hüpfte beim Schlucken auf und nieder.

»Was haben Sie gesehen, Elmquist?« fragte Justus. »Wenn Sie hier einschlafen, während der Fernseher läuft, und wenn

Sie dann glauben irgendwo anders zu sein – was sehen Sie dann?«

Elmquist zitterte am ganzen Körper.

»Ich kann nichts dafür«, sagte er. »Ich bin einmal am Schwimmbecken aufgewacht. Ich kann doch nichts dagegen tun, oder?«

»Was haben Sie gesehen?« bohrte Justus weiter.

»Ich sah einen Hund, einen gläsernen Hund. Ich sah jemand, der den Hund ins Wasser setzte. Wer es war, weiß ich nicht.«

»Ich glaube«, sagte Justus zu seinen Freunden, »er sagt die Wahrheit.«

Lösegeld-Blüten

Sonny Elmquist war sichtlich in Bedrängnis. »Hört mal, ihr Burschen, ich habe den Hund für Mr. Prentice aus dem Becken gefischt. Ich wollte ihm das Ding zurückgeben. Wirklich, das hatte ich vor. Und gestohlen habe ich ihn schon gar nicht.« »Nein«, sagte Justus, »das waren nicht Sie. Sie schliefen während des Einbruchs. Aber Sie versteckten den Kristallhund sofort, als Sie ihn gefunden hatten. Das macht keinen sehr guten Eindruck.« Charles Niedland lehnte sich gegen die Wand. »Ziehen Sie sich an und kommen Sie mit rauf«, befahl er. »Wir wollen Sie oben bei uns im Auge behalten.«

Elmquist funkelte Niedland böse an. »Sie haben kein Recht dazu, mich herumzuschikanieren!« rief er mit überkippender Stimme. »Das Haus gehört schließlich nicht Ihnen.«

»Und Sie haben kein Recht dazu, ungebeten meine Wohnung zu betreten, in keinerlei Gestalt«, sagte Fenton Prentice. »Tun Sie, was er Ihnen sagt, sonst rufe ich die Polizei und lasse Sie wegen Hehlerei festnehmen! Wie kommen Sie überhaupt zu einem Schlüssel für meine Wohnung?« herrschte er den jungen Mann an.

Elmquist wurde blaß und dann rot. »Ich finde mich ja überhaupt nicht mehr zurecht«, gestand er, sichtlich verwirrt.

»Einmal bin ich aufgewacht, wie ich vor Mrs. Boggles Wohnungstür stand und ihr einen Schlüssel gab, den sie sofort wegsteckte. Das machte mir Angst. Ich glaube, sie wußte über mich Bescheid und hat es irgendwie ausgenützt.«

»Gut, das werden wir überprüfen, wenn Mrs. Boggle zurückkommt«, sagte Justus. »Aber da ist noch etwas, Mr. Elmquist. Wie haben Sie die Lichtblitze in Mr. Prentices Arbeitszimmer erzeugt?«

Elmquist erstarrte. »Ich wollte das Mandala sehen, ich wollte es mir genau einprägen«, stieß er hervor. »Es hat mich fasziniert. Ich hatte es einmal gesehen, als ich in Mr. Prentices Wohnung wach wurde. Und dann versuchte ich immer wieder, es von der Straße aus zu studieren. Mit einer Taschenlampe und einem Spiegel. Das Bild hing ja an der Decke, gleich beim Fenster. Aber es ist mir nie gelungen, das Mandala im Spiegel zu sehen.«

»Dafür ist es Ihnen gelungen, Mr. Prentice tüchtig zu erschrecken«, hielt ihm Justus vor. »Der Strahl Ihrer Taschenlampe brach sich in der Glasscheibe vor dem Mandala und wurde von dort in den Raum gelenkt, ziemlich genau an den Arbeitsplatz am Schreibtisch.« Der Erste Detektiv nickte befriedigt. »So ähnlich hatte ich es mir vorgestellt«, sagte er. »Unglaublich!«

Elmquist drehte sich um und knallte die Schlafzimmertür hinter sich zu. Die Jungen hörten, wie Schranktüren aufgerissen und Schubladen herausgezogen wurden. Nach ein paar Minuten kam Elmquist zurück, in schwarzem Pullover und heller Hose.

»Sie bleiben bis morgen früh in meinem Wohnzimmer, und schlafen Sie bloß nicht ein!« sagte Prentice.

Elmquist nickte mürrisch.

Prentice nahm behutsam seinen Kristallhund in den Arm. »Justus, ich nehme an, du hast noch immer vor, heute nacht den Einbrecher zu überführen?«

»Nach Möglichkeit ja – wenn wir ihn mit unserem Lärm nicht schon vertrieben haben.«

Prentice händigte ihm widerstrebend den Hund aus, und dann führten er und Charles Niedland den jungen Elmquist die

Treppe hinauf. Die drei ??? setzten den Hund wieder ins Becken und nahmen ihren Wachtposten auf dem Balkon ein.

Wenn der Einbrecher tatsächlich vorhatte, sich den Hund wieder zu holen, so doch nicht in dieser Nacht. Die langen, dunklen Stunden in der Kälte gingen ereignislos vorüber, und endlich kam grau und neblig die Morgendämmerung.

»Eigentlich brauchte er den Hund gar nicht aus dem Becken zu holen«, meinte Justus schließlich. »Er müßte nur von Mr. Prentice das Geld kassieren und ihm dann sagen, wo der Hund ist.«

Die Tür hinter den Jungen öffnete sich. »Frühstück?« erkundigte sich Fenton Prentice. Er war wie immer sorgfältig gekleidet und wirkte gut erholt.

Alle setzten sich zum Essen hin, nur Sonny Elmquist nicht. Er räkelte sich auf einem Stuhl im Arbeitszimmer und wollte weder essen noch reden.

Nach dem Frühstück nahm Justus die Zeitung vom Vortag zur Hand und schnitt sie in kleine Rechtecke – jedes etwa fünf Zentimeter breit und zwölf Zentimeter lang.

»Was machst du denn da?« fragte Bob.

»Der Einbrecher müßte uns jetzt bald mitteilen, wann das Lösegeld abzuliefern ist. Dann sollten wir einen Packen Geld für ihn bereithalten«, sagte Justus. »Mr. Prentice weiß ja, wo sein Hund ist, also braucht er kein echtes Geld abzuliefern.«

»Wieso überhaupt was abliefern?« meinte Peter.

»Weil wir genau erfahren müssen, wer der Einbrecher ist«, sagte Justus. »Das Geldpaket behandeln wir mit meiner Spezialpaste. Vielleicht können wir nicht selbst beobachten, wie sich der Einbrecher das Geld holt. Aber wenn er mein Paket anfaßt, hat er binnen kurzem dauerhafte schwarze Flecken an den Händen. Und dann haben wir ihn!«

»Du nimmst also nach wie vor an, daß wir ihn kennen«, sagte Fenton Prentice.

»Natürlich kennen wir ihn«, sagte Justus frohgemut. »Er kennt Gwen Chalmers' Vorliebe für Süßes. Er weiß, daß Mrs. Boggle um vier Uhr früh zum Einkaufen fährt. Er muß ein Hausbewohner sein!«

»Hassell!« rief Peter. »Der ist als einziger noch übrig!«

Justus lächelte, sagte aber nichts.

»Du weißt, wer es ist!« sagte Prentice.

»Ich weiß es, kann es aber nicht beweisen«, erklärte ihm Justus.

»Noch nicht. Erst wenn er sich das Lösegeld holen will, kriegen wir unseren Beweis!«

Mehr wollte Justus dazu nicht sagen. Als um zehn die Post kam, hatte er zwei Stapel zugeschnittenen Zeitungspapiers säuberlich auf dem Wohnzimmertisch stehen.



Der Erste Detektiv weiß also bereits, wer der Dieb und Erpresser ist? Ich finde das ziemlich spekulativ; wohlweislich hüllt sich Justus noch in Schweigen.

Der Postbote warf bei Fenton Prentice einen Brief ein – einen maschinengeschriebenen Brief ohne Unterschrift.

WICKELN SIE DAS GELD IN PACKPAPIER EIN UND STECKEN SIE ES PUNKT FÜNF HEUTE NACHMITTAG IN DEN ABFALLEIMER AM PARKEINGANG.

Diese Mitteilung stand auf einem einfachen weißen Bogen, und der Poststempel auf dem Umschlag war vom Vortag. »Gut!« sagte Justus mit zufriedenem Lächeln. Er machte sich daran, auf die zuoberst liegenden Zeitungsgeldscheine Paste aufzutragen, während Mr. Prentice einen Bogen Packpapier holen ging. Dann wickelte er die Lösegeld-»Blüten« ein und bestrich das Päckchen auch von außen mit Paste.

»So«, sagte er zu Mr. Prentice. »Um fünf gehen Sie einfach zur Ecke runter und stecken das in den Abfalleimer, wie es der Einbrecher haben will. Ihre Hände können Sie mit alten Handschuhen vor der Paste schützen. Vorher verständigen Sie natürlich die Polizei. Dann verteilen die sich im Park, und wenn der Einbrecher das Geld holen kommt, schnappen sie ihn.«

»Und wenn nun irgendein Tippelbruder das Paket mitgehen läßt?«, sagt Prentice. »Es wimmelt ja nur so von Leuten, die im Abfall wühlen.«

»Der Einbrecher wird dafür sorgen, daß es nicht dazu kommt«, sagte Justus. »Der paßt schon auf.«

»Sind wir denn beim letzten Akt nicht dabei?« wollte Peter wissen.

»Doch, freilich. Um fünf haben wir den Abfalleimer auch im Blick. Sie werden uns nicht sehen, Mr. Prentice, aber wir werden zur Stelle sein!«



Jetzt ist Justus endgültig sicher, das ahnt man. Wichtig ist der Text des Erpresserbriefs – jede einzelne Angabe zählt! Na, versucht es nur!

Ein perfektes Alibi

Um viertel vor fünf hatten sich Bob, Peter und Justus im Gebüsch neben dem Pfarrhaus versteckt. Der kleine Park am Ende der Straße war menschenleer bis auf einen Wächter, der mit einem Sack und einem spitzen Stock die Wege abschritt und Abfall aus dem Rasen aufspießte.

»Der Einbrecher kommt vom Wilshire Boulevard her«, prophezeite Justus.

Ein Lieferwagen mit Zeitungen kam die Straße entlanggefahren und hielt nahe beim Parkeingang an. Ein Mann sprang hinten ab, nahm einen Packen Zeitungen heraus und setzte diesen auf den Bürgersteig. Dann fuhr der Wagen weiter, und der Mann blieb bei den Zeitungen stehen, offenbar auf Kundschaft wartend.

Hinter den Jungen ging im Pfarrhaus ein Fenster auf. »Ich finde«, sagte eine wohlbekannte Stimme, »ihr könnet es bequemer haben, wenn ihr hier drinnen warten wolltet!«

Peter fuhr herum. Pfarrer McGovern stand pfeiferauchend am offenen Fenster.

»Das Auflauern im Gebüsch macht sich nicht gut«, sagte er.
»Kommt an die Haustür, dann lasse ich euch rein. Von hier aus könnt ihr alles überblicken.«

Justus Jonas spürte, wie ihm die Röte ins Gesicht stieg.

»Man sieht euch nämlich«, sagte der Pfarrer. »Kommt jetzt herein. Die Polizei wird es nicht sehr schätzen, daß ihr euch schon wieder einmischt.«

Da krochen die Jungen hastig aus dem Gebüsch und gingen ins Pfarrhaus.

»Ich sah euch schon auf der Straße kommen«, erklärte der Pfarrer.

»Die Männer da draußen – der mit den Zeitungen und der mit dem Sack – warten auf jemand. Hat das mit Earl und dem Einbruchdiebstahl zu tun?«

»Ich glaube, es sind verkleidete Polizisten, Herr Pfarrer«, sagte Justus.

»Von einem weiß ich es sogar sicher«, entgegnete der Pfarrer.

»Der Mann mit dem Sack ist Sergeant Henderson. Er hat Earl einmal im Krankenhaus besucht. Dort bin ich ihm begegnet. Den anderen – den Zeitungsverkäufer – kenne ich nicht. Aber da vorn am Park steht normalerweise kein Zeitungsverkäufer.«

»Sie würden einen ganz guten Detektiv abgeben, Herr Pfarrer!« sagte Bob. »Wie geht es Earl?«

»Er wird bald wieder auf den Beinen sein. Es hat ihm wohl gut getan zu erfahren, daß ihn vermutlich jemand niederschlug. Er will nichts davon wissen, daß er gestürzt sein könnte.«

Der Pfarrer zündete seine Pfeife, die ausgegangen war, wieder an.

»Mrs. O'Reilly hat heute nachmittag frei«, sagte er. »Deshalb rauche ich im Wohnzimmer.«

Justus Jonas grinste. Dann sah er auf die Uhr. »Gleich fünf«, verkündete er.

Fenton Prentice kam mit dem in braunes Papier gehüllten Paket die Straße entlang. Beim Zugang zum Park hielt er an. Dort stand ein Abfalleimer, der beinahe überquoll. Prentice sah sich um, stopfte dann das Paket in den Eimer und ging auf der Straße wieder zurück.

Und da bog ein Mann um die Ecke des Wilshire Boulevard. Er sah entsetzlich verkommen aus. Der Kragen seines zerlumpten Mantels war hochgeschlagen, damit man nicht sehen sollte, daß er kein Oberhemd trug. Die Knie seiner Hose waren ausgebeult, und der Saum des einen Hosenbeins war zerrissen.

»O je«, sagte Pfarrer McGovern. »Der arme Kerl kann einem leid tun.«

Der Landstreicher näherte sich dem Eingang zum Park. Der Wächter stand wenige Schritte von ihm entfernt und bückte sich gerade, um etwas im Gras Entdecktes näher zu untersuchen. Der Zeitungsverkäufer zählte seine Zeitungen.

Der zerlumpte Mann stöberte im Abfalleimer. Keine Sekunde später hatte er das braune Paket in den Händen. Dann verschwand es unter seinem Mantel.

Der Zeitungsverkäufer lief auf den Landstreicher zu.

Der Parkwächter ließ Sack und Stock fallen und lief auch los. Der Landstreicher sah die beiden kommen. Blitzschnell sauste er zur Straße vor. Peter stieß das Fenster auf und sprang aus dem Zimmer.

Ein Auto hupte laut, und der Fahrer riß das Lenkrad herum, um den Mann nicht zu überfahren. Der Kerl rannte weiter. Gerade als Peter losspurtete, brüllten die Polizisten ein Kommando. Einer feuerte einen Schuß in die Luft ab. Der Landstreicher hatte die Kreuzung am Wilshire Boulevard erreicht, bog rechts ab und war verschwunden.

»Entschuldigen Sie mich, Herr Pfarrer!« sagte Justus und setzte sich ebenfalls durchs Fenster ab. Bob kam als Letzter nach. »He, ihr Jungen!« schrie der Polizist, der sich als Zeitungsverkäufer getarnt hatte. »Aus dem Weg hier!« Er winkte Peter, um ihn zu stoppen.

Ein Streifenwagen kam angebraust und hielt mit quietschenden Reifen an. »Er ist auf dem Wilshire Boulevard nach Westen gelaufen!« rief Sergeant Henderson, der Parkwächter, dem Beamten im Wagen zu.

»Warten Sie!« brüllte Justus.

Die Polizisten starnten ihn unwillig an. »Was soll das?« fragte einer.

»Nichts überstürzen«, sagte Justus. »Ich weiß, wo der Einbre-

cher ist – samt seinem Paket mit falschem Lösegeld. Er wird nicht einmal den Versuch machen, sich zu verstecken. Er hat nämlich ein perfektes Alibi.«

»Ach, du bist also der kluge Junge, von dem Mr. Prentice erzählte«, sagte Sergeant Henderson. »Na schön, und wo ist er nun?«

»Er ist – spätestens in ein paar Augenblicken – in der Belvedere-Klinik«, sagte Justus Jonas. »Die ist nur ein paar Straßen von hier.«

Der Mann am Lenkrad des Streifenwagens verzog das Gesicht, sagte dann aber: »Schön, steigt ein!«

Die drei ??? drängten sich flink auf den Rücksitz. Der Wagen raste davon und hatte gleich darauf die Klinik erreicht. Die Empfangsdame im rosa Kleid war hell empört, als die drei ??? und die Polizisten an ihrem Schreibtisch vorüberhasteten, ohne sich überhaupt an sie zu wenden.

Im zweiten Stock trafen sie eine Krankenschwester, deren Dienst gerade begonnen hatte. Sie blieb stehen und riß die Augen auf. »Wen möchten Sie besuchen?« fragte sie streng.

»Von der Anmeldung habe ich keinen Bescheid!«

»Geht auch so«, sagte Justus. Energisch schritt er den Flur entlang, auf das große Eckzimmer zu, wo John Murphy lag. Die Tür war geschlossen. Justus stieß sie auf und fand Murphy im Bett, die Decke bis zum Kinn heraufgezogen. Der Fernsehapparat an der Wand gegenüber dem Bett war eingeschaltet. Murphy wandte den Blick vom Bildschirm ab und sah die Besucher im Türrahmen an.

»Was gibt es denn?« fragte er.

»Ist das Geldpaket im Schrank, Mr. Murphy?« wollte Justus wissen. »Oder haben Sie es unter der Bettdecke versteckt?« Murphy setzte sich auf. Sein Gesicht war gerötet, und er schnaufte heiser. Die Bettdecke verrutschte. Er trug eine zerlumpte Jacke und kein Oberhemd.

Justus öffnete die Schranktür. Da lag das Paket, noch nicht einmal geöffnet.

Murphy stöhnte laut.

»Auch wenn Sie es auf dem Rückweg zur Klinik irgendwo deponiert hätten, wüßten wir Bescheid«, sagte Justus. »Es war

mit Spezialpaste behandelt, und bald werden Ihre Hände voll schwarzer Flecken sein.«

Murphy sah auf seine Hände nieder.

Sergeant Henderson trat vor. »Sie können die Aussage verweigern«, erklärte er Murphy. »Sie haben das Recht . . .«

»Schon gut«, sagte der Mann im Bett. »Ich kenne meine Rechte. Ich ziehe mich an – und ich möchte mit meinem Anwalt telefonieren.«

Der Sergeant starnte die drei ??? an. »Prentice sagt, ihr wärt in Ordnung«, meinte er. »Ein perfektes Alibi. Eine Privatklinik. Wer käme auf die Idee . . .«

»Murphy hat das Feuer in seiner Wohnung selbst gelegt!« sagte Justus. »Er brauchte einen Vorwand, um in die Klinik zu kommen! Er wußte, daß zwischen Weihnachten und Neujahr nicht viele Patienten hier sein würden. Und verletzt oder behindert war er ja nicht. Als er den Dienstplan der Schwestern erst spitzgekriegt hatte, konnte er nach Belieben ein- und ausgehen. So streng bewachten sie ihn nicht – er sollte doch viel schlafen!«

Besuch bei Alfred Hitchcock

Es war Mitte Januar, als es den drei ??? endlich glückte, einen Termin bei Alfred Hitchcock zu bekommen. Sie trafen den berühmten Filmregisseur in seinem Büro, wo er gerade in einer Kunstzeitschrift blätterte.

»Wenn ihr mir die Geschichte des Karpathenhundes erzählen wollt«, sagte Alfred Hitchcock, »so könnt ihr euch die Mühe sparen. Hier ist ein Artikel mit Fotos über das Werk des verstorbenen Edward Niedland. Der Kristallhund ist auch abgebildet, und die alte Sage wird erzählt.«

Mr. Hitchcock legte die Zeitschrift hin. »Aber wenn ihr mir berichten wollt, wie der gestohlene Hund wieder zu Fenton Prentice gelangt ist, werde ich mir das mit Vergnügen in aller Ausführlichkeit anhören. Die Pressemeldungen waren recht dürftig.«

»Mr. Prentice will Aufsehen vermeiden«, sagte Bob.

»Das kann ich mir denken«, meinte Alfred Hitchcock. »Allerdings erwähnt er in einem Interview, daß drei Jungen aus Rocky Beach ihm in dankenswerter Weise behilflich waren, und da tippte ich gleich auf euch.«

Bob reichte dem Regisseur einen Schnellhefter. »Aha!« sagte Alfred Hitchcock.

Wie üblich gab er keinerlei Äußerungen von sich, bis er Bobs Bericht gründlich studiert hatte. Als er damit fertig war, schloß er den Hefter und saß einen Augenblick mit gerunzelter Stirn da.

»Erstaunlich!« rief er dann. »Und mich setzt nichts so leicht in Erstaunen. Ein Mensch, der sich hinlegt und schläft, dann wieder aufsteht und schlafend auf Wanderschaft geht! Und der sich in einen »Spionagefall« hineinziehen läßt, ohne daß es ihm recht bewußt wird! Diese neugierige Mrs. Boggle hat also herausgefunden, daß er somnambuliert, und ihn ganz kalt für ihre unlauteren Absichten eingesetzt.«

»Ja, sie hat ihm mehrmals, als sie ihn spät abends auf dem Hof schlafwandelnd antraf, den Auftrag gegeben – gewissermaßen einen Befehl unter Hypnose –, sich mit ihrem Zweitschlüssel zu Prentices Wohnung dort einzuschleichen, nach einer Viertelstunde die Wohnung wieder zu verlassen, an ihre eigene Wohnungstür zu kommen und ihr von Gesehenem oder Gehörtem zu berichten. Den Zweitschlüssel hat sie ihm natürlich jedesmal wieder abgenommen. All dies wäre Elmquist bei glattem Verlauf gar nicht bewußt geworden. Wie wir aber von ihm hörten, ist er dabei einmal aufgewacht, und deshalb erinnerte er sich hinterher an den Vorfall.«

»Er gibt sein besonderes Talent nur ungern zu«, sagte Bob.

»Wie Professor Arbiter sagt, verheimlichen das viele dieser Somnambulen. Es macht ihnen Angst.«

»Begreiflich!« sagte Mr. Hitchcock. »Ja, und du, Justus – wie konntest du wissen, daß Murphy der Einbrecher war?«

»Das war ganz einfach, ein reiner Eliminierungsvorgang«, sagte Justus. »Erst machte ich mir klar, daß der Einbrecher jemand aus der unmittelbaren Umgebung sein mußte – jemand, dem bekannt war, daß die Kirchenschlüssel im Pfarrhaus im

Schrank hingen. Als Miss Chalmers und Mrs. Boggle von der Bildfläche verschwanden, wußte ich, daß der Einbrecher nur ein Hausbewohner sein konnte. Nur ein solcher konnte über die Gewohnheiten der übrigen Mieter hinlänglich Bescheid wissen – und nur ihm konnte bekannt sein, daß das Schwimmbecken ein sicheres Versteck war, wenn die anderen erst aus dem Weg geräumt waren. Sonny Elmquist schließ bekanntlich, als der Einbruch stattfand, also konnte er nicht der Täter sein. Harley Johnson hatte für den Abend des Einbruchs ein nachprüfbares Alibi. Blieben also Alex Hassell und John Murphy. Sowohl Hassell als auch Murphy waren zur Tatzeit nicht zu Hause«, fuhr Justus fort. »Und beide hörten Mrs. Boggles Ankündigung, sie wolle das Schwimmbecken ablassen. Später fiel mir ein, daß Murphy dabei erschrak. Und noch am selben Abend fuhr er weg, irgendwohin.«

»Zweifellos, um den Sprengsatz zu besorgen«, warf Mr. Hitchcock ein. »So etwas bewahrt man kaum in der eigenen Wohnung auf.«

»Er ging zu einem Freund, der Chemikalien herstellt«, sagte Justus. »Der Sprengsatz, den er in Mrs. Boggles Wagen anschloß, war nicht lebensgefährlich, erzeugte aber einen heftigen Knall und viel Rauch. Er wollte sie nur damit erschrecken, so daß sie die Sache mit dem Schwimmbecken noch einen Tag oder zwei Tage aufschieben sollte. So viel Zeit benötigte er – einen Tag, zwei Tage. Hätte es in Murphys Wohnung nicht gebrannt, so wäre ich schon früher sicher gewesen, daß er der Einbrecher war. Einen Unfall hielt ich von Anfang an für ausgeschlossen, weil Murphy tatsächlich immer sehr sorgsam mit seinen Zigaretten umging. Es sah eher so aus, als sei auch er ein Opfer des Verbrechers geworden. Zwar hatte er zum Schwimmbecken keine ersichtliche Verbindung, aber ich glaubte, der Einbrecher wolle einfach alle in Frage kommenden Zeugen beseitigen. Also ging ich davon aus, daß Alex Hassell der Täter sein könnte – daß er in Murphys Wohnung eingedrungen war und dort Feuer gelegt hatte. Ihn hätten wir dabei nicht unbedingt sehen müssen. Als der Brand ausbrach, hatten wir den Monitor nicht so genau im Blick. Hassell hätte dann wieder zum Motel fahren können, um sich ein

Alibi zu verschaffen, genau wie Murphy sich dann selbst den Klinikaufenthalt verordnete. Aber als der Brief mit der Anweisung für die Übergabe des Lösegelds kam, wurde mir klar, daß der Einbrecher nicht Hassell sein konnte. Es mußte Murphy sein. Das Lösegeld sollte Punkt fünf Uhr in den Abfalleimer beim Park deponiert werden, und zu dieser Zeit füttert Hassell seine Katzen! Hätte Hassell den Einbruch begangen, so wäre als Übergabetermin eine andere Uhrzeit genannt worden – niemals fünf Uhr nachmittags.«

Alfred Hitchcock lachte. »Nein. Fünf Uhr – nie. Auch wenn er daran gedacht hätte, seine Katzen einmal im Stich zu lassen, hätte er diese Zeit nicht anzugeben gewagt. Seine Abwesenheit wäre ja aufgefallen. Aber wieso ist Murphy wegen zehntausend Dollar ein solches Risiko eingegangen? Er war doch ein bekannter Börsenmakler. War er so sehr in Geldverlegenheit?« »Er bildete es sich wenigstens ein«, erwiderte Justus. »Er hat gestanden, daß er als Harleys Vormund vom Konto seines Neffen Geld für seine eigenen Spekulationen an der Börse abgeBoben hatte. Und das hatte er alles verloren. Im nächsten Monat wird Harley volljährig. Dann wäre Murphy für das fehlende Geld zur Rechenschaft gezogen worden – und die Erklärung hätte ihn ins Gefängnis gebracht. Also brauchte er dringend zehntausend Dollar, um Harleys Konto wieder aufzufüllen.«

Alfred Hitchcock seufzte. »Eine traurige Geschichte, und immer das alte Lied.«

»Harley hat ihm verziehen«, sagte Justus. »Aber ausrichten konnte er damit nicht viel. Die Sache wird gerade vor Gericht verhandelt. Murphy hat immerhin Earl niedergeschlagen und Gwen Chalmers vergiftete Pralinen geschickt, damit ihr übel werden sollte und sie nicht schwimmen konnte. Und er hat einen Einbruch begangen und Mr. Prentice zu erpressen versucht.«

»Das bringt uns zum nächsten Punkt«, sagte Alfred Hitchcock. »Woher wußte Murphy, daß der Karpatenhund an jenem Tag in dem Haus am Lucan Court sein würde?«

»Das hat ihm Sonny Elmquist erzählt!« sagte Bob. »Justus war schon auf der richtigen Fährte – es gab eine Verbindung

zwischen den Lichtblitzen in Prentices Wohnung und dem Einbruch. Also: am vergangenen Montag hörte Elmquist als Schlafwandler bei Prentice ein Telefongespräch mit, wobei Prentice mit Charles Niedland die Übergabe der Skulptur besprach. Zumindest müssen wir das annehmen. Elmquist bestreitet es – er behauptet, er habe die Sache schon vorher von Mrs. Boggle erfahren. Aber die wußte nicht genau, wann der Hund ankommen würde. Jedenfalls ist Elmquist, nachdem er von seinem Ausflug zurückgekehrt, aber noch nicht aufgewacht war, Murphy zufällig im Hof begegnet und hat dabei den Hund erwähnt. Elmquist wußte nicht, was der Hund in Wahrheit war – aber Murphy kannte den Namen des Künstlers Niedland und konnte sich einen Reim darauf machen. Also ging er mit einer Skimütze und einer Pistole zum Lucan Court hinüber, um Niedland zu überfallen.«

»Wahrhaftig eine Verzweiflungstat«, bemerkte Alfred Hitchcock dazu.

»Ja, und dann kam es noch schlimmer!« warf Peter ein. »Er dachte nämlich, er könne den Kristallhund einfach schnappen und damit nach Hause laufen. Es sah so einfach aus, vor allem weil Niedland ja gar nicht in dem Haus war. Aber da kam plötzlich die Polizei und hätte ihn beinahe gefaßt. Er wagte nicht, in seine Wohnung zurückzugehen, und da lief er in die Kirche und machte rasch einen Plan. Er stellte sich als Standbild hin, und später zog er dem alten Earl mit der Pistole eins über und versteckte den Kristallhund. Dann schlich er ins Freie, warf die Mütze und die dunkle Jacke in den Abfalleimer beim Park und ging in aller Ruhe nach Hause.«

»Und am nächsten Abend wollte er sich den Hund holen, als Pfarrersspuk verkleidet!« rief der Regisseur.

Justus schüttelte den Kopf. »Nein. Murphy hat uns gesagt, er habe den Geist des Pfarrers auch gesehen!«

»Hm?« meinte Alfred Hitchcock.

»Das hat ihn tüchtig erschreckt«, fuhr Peter fort. »Aber er riß sich zusammen und machte sich aus dem Staub, wobei er Justus in der Kirche einsperrte. Später, als sich alles wieder beruhigt hatte, ließ er den Hund ins Schwimmbecken eintau-

chen. Und nach Elmquists Aussage befand er sich da gerade auf Wanderschaft und sah das, unbemerkt von Murphy. Elmquist war ja in jener Nacht zu Hause.«

»Was hat Elmquist zu erwarten?« erkundigte sich Mr. Hitchcock. »Gar nichts«, sagte Peter. »Vielleicht wollte er aus unlauteren Motiven den Hund behalten, aber er kam ja gar nicht dazu. Er hofft noch immer, nach Indien zu kommen, aber vorerst ist er nur nach West Los Angeles umgezogen.«

»War er noch einmal als Schlafwandler bei Prentice?« »Nein, so weit wandelt ein Somnambuler nicht. Er ist nun zwei Wochen fort, und bei Mr. Prentice ist seither alles friedlich. Mrs. Boggle ist natürlich auch nicht mehr im Amt. Mr. Prentice hat eine neue Hausmeisterin besorgt. Er sagt, ihr sei es egal, was die Mieter treiben, solange sie nicht den Plattenspieler voll aufdrehen oder nach zehn Uhr abends schwimmen gehen. Mr. Prentice ist darüber sehr froh. Auch er braucht sich jetzt um Schnüffler keine Sorgen mehr zu machen.«

»Also hat sich für ihn alles gelöst«, sagte Mr. Hitchcock. »Nun ist da nur noch die Sache mit dem spukenden Pfarrer.« »Pfarrer schon«, entgegnete Justus Mr. Hitchcock, »spukend nein – rauchend wäre richtiger. Es war niemand anders als Pfarrer McGovern selbst, den wir für den Spuk hielten. Weil er leidenschaftlich gern Pfeife raucht, Mrs. O'Reilly aber den Geruch von Pfeifentabak verabscheut, zog er es vor, dann und dort zu rauchen, wenn Mrs. O'Reilly außer Reichweite war. Bei dieser Gelegenheit hat er an jenem Abend seine Pfeife beim Altar vergessen. Weil davon aber niemand wissen sollte, ging er sie erst spät holen. Auf diesem Weg bemerkte er mich. Für einen Kirchenbesucher war es viel zu spät, also glaubte er an einen Einbrecher. Schnell verschwand er durch die hintere Tür bei der Sakristei und verriegelte sie. Als dann die Polizei da war, konzentrierte sich alles auf den ›Einbrecher‹, und niemand wollte mehr den ›Geist‹ aufklären. Daß Pfarrer McGovern es nicht selbst zur Sprache bringen wollte, können wir heute verstehen. Er wollte sich seinen Pfeifengenuß und deswegen Mrs. O'Reilly den ›Spuk‹ erhalten. Hätte sie jemals davon erfahren, ich glaube, sie wäre dem Pfarrer für immer böse gewesen.«